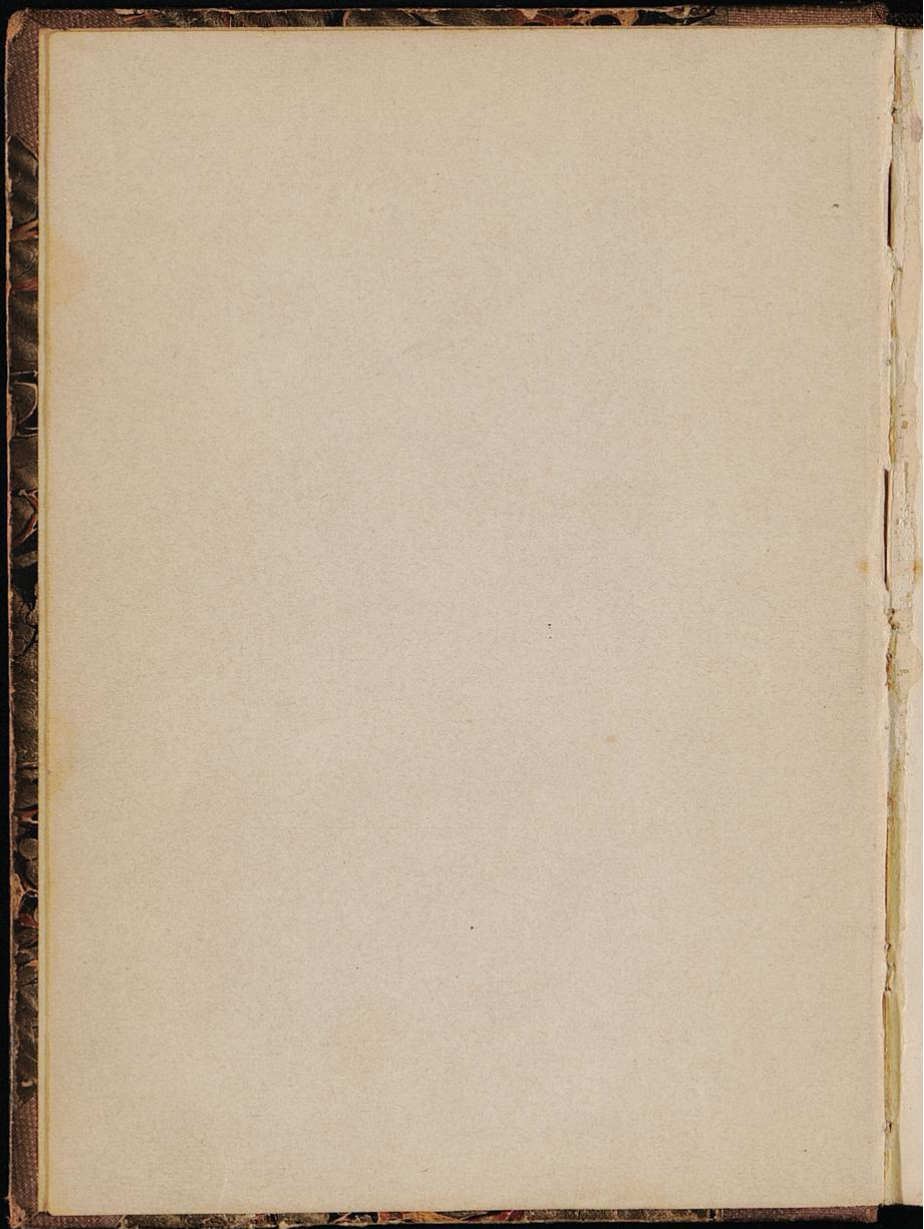


H. 96



Der Augenblick des Glücks.

II.

Die Geschichte des ...

II

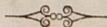
...

Der
Augenblick des Glücks

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1857.



Gedruckt bei R. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart.



I n h a l t.

	Seite
XII. Kapitel. Ein freundschaftliches Souper	1
XIII. " Wiederum im Kabinet des Regenten	39
XIV. " Eine goldene Brücke	69
XV. " Keine Rose ohne Dornen	101
XVI. " Rosa	151
XVII. " Augenblicke des Glücks	183
XVIII. " Beschließt vielleicht langweilig	218

INDEX

1	Die Geschichte des Landes	1
2	Die Geschichte der Stadt	2
3	Die Geschichte der Kirche	3
4	Die Geschichte der Schule	4
5	Die Geschichte der Kunst	5
6	Die Geschichte der Wissenschaft	6
7	Die Geschichte der Literatur	7
8	Die Geschichte der Musik	8
9	Die Geschichte der Malerei	9
10	Die Geschichte der Architektur	10
11	Die Geschichte der Gartenkunst	11
12	Die Geschichte der Landwirtschaft	12
13	Die Geschichte der Industrie	13
14	Die Geschichte des Handels	14
15	Die Geschichte des Verkehrs	15
16	Die Geschichte der Verwaltung	16
17	Die Geschichte der Politik	17
18	Die Geschichte der Rechtswissenschaft	18
19	Die Geschichte der Medizin	19
20	Die Geschichte der Naturwissenschaft	20
21	Die Geschichte der Philosophie	21
22	Die Geschichte der Pädagogik	22
23	Die Geschichte der Psychologie	23
24	Die Geschichte der Soziologie	24
25	Die Geschichte der Ethik	25
26	Die Geschichte der Logik	26
27	Die Geschichte der Metaphysik	27
28	Die Geschichte der Theologie	28
29	Die Geschichte der Philosophie der Natur	29
30	Die Geschichte der Philosophie der Geisteswissenschaften	30

Der Augenblick des Glücks.

Der Jahrbuch des Vereins

Zwölftes Kapitel.

Ein freundschaftliches Souper.

Am Hauptgitter, welches den Park von der Straße trennte, wendete sich der Photograph mit nochmaligem Danke links der Stadt zu, während der Andere auf das Schloßgebäude zuschritt, und durch eine kleine, ihm bekannte offene Thür in das Innere trat. Es mochte acht Uhr sein, Corridors und Treppen waren hell beleuchtet, die Posten schritten gleichförmig auf und ab, und Herr von Fernow begegnete, während er durch das Gebäude schritt, keinem Bekannten. Nur hie und da glitt ein Bedienter eilfertig vorüber, die Zubereitungen zum Thee oder Souper für irgend eine Hofdame tragend.

Aus dem Hauptportal trat der Major auf die große mit Orangenbäumen besetzte Terrasse, von wo aus man die ganze Stadt übersehen konnte, und von wo aus man auch rückwärts blickend, die Zimmer der Prinzessin Elise sah und über denselben die Fenster, welche zur Wohnung des Frau-

leins von Ripperda gehörten. Letztere waren matt, die ersteren hell beleuchtet. Herr von Fernow wandte sich mit einem langen, innigen Blick den letzteren zu und dachte seufzend: — „Wer da einen Vorwand hätte, um mich nur auf einen Augenblick eintreten lassen zu dürfen, nur einen Augenblick, nur um sie zu sehen, wie sie vielleicht in irgend einem Fauteuil ruht, den Kopf verstohlen auf die Hand stützt und an dies und das denkt. — O, an dies und das! Wer ist wohl so glücklich, das Dies und Das zu sein?“

— Es war Furcht vor zu großem Glück, daß er also dachte, und in dem andern Augenblick, als er wohl fühlte, daß sein Herz heftiger schlug, wagte er sich zu gestehen, daß er wohl selbst das Dies und Das wäre, und daß ein Mädchen wie Helene, nachdem sie ihm einmal gestanden, sie liebe ihn ein wenig, warm und innig an ihn denke. — Ja, er war glücklich; denn wie mußte der geliebt sein, dem dies stolze energische Mädchen, wenn auch noch so flüchtig die Hand gedrückt. Und das hatte sie gethan. Ja, an jenem Abend und gestern abermals, als er sie in den Wagen gehoben. Auf das hin kam Fernow die eigene Hand wie geweiht vor, und er betrachtete sie lange und aufmerksam und küßte die Stelle, wo ihre Finger geruht. Zu gleicher Zeit hob er die also geküßte Hand empor und winkte damit ein Mal, zwei Mal, drei Mal zu den erleuchteten Fenstern. Ob sie das fühlte? Wir glauben fast; denn wir glauben an die Kraft jener allgewaltigen Liebe, die in

einem geheimnißvollen Rapport steht mit ihrem Gegenstande, die es fühlt, ohne es zu sehen, wenn das Auge des Geliebten auf ihr ruht oder wenn er in der gleichen Sekunde, wie sie, mit glühenden, hingebenden Gedanken sich in den Anblick der glänzenden Mondscheibe versenkt, oder in das Flimmern irgend eines Sternes, den beide bei einer andern Gelegenheit gefunden, als sie neben einander standen, sich leise mit der Hand berührend, so leicht und leise, daß die Finger selbst es nicht merkten, und nur das Herz in lauten Schlägen davon sprach.

Vergleichen für Manchen wenig verständliche Gedanken beschäftigten den jungen Offizier, als er hinter einer Reihe der mächtigen Orangenbäume, häufig rückwärts blickend, der breiten Rampe zuschritt, die auf die Straße hinabführte. Mit einem Male blieb er stehen, denn er vernahm vorsichtige Schritte und leises Sprechen. Er wußte nicht warum er stehen blieb, er hatte durchaus nicht die Absicht zu lauschen, ihm kam nur der Gedanke, es sei besser von den Heraufsteigenden hier unter ihren Fenstern nicht gesehen zu werden. Sie tauchten indessen am Rande der Terrasse auf: ein großer Mann in Livrée, ein kleiner in gewöhnlicher Kleidung.

„Vielleicht ist die Sache von gar keinem Belang,“ sagte der in Livrée mit gedämpfter Stimme, doch klang jedes Wort durch die Stille der Nacht vernehmlich an das Ohr des Offiziers; „aber ich bin dankbar für Eure Aufmerk-

samkeit. Die Livrée, die der Bediente anhatte, war also keine Hoflivrée?"

„Nein,“ sprach der Andere, „es war Grün mit Gold.“

„Hm, hm! Grün mit Gold,“ wiederholte der Erstere.
„Und die Beiden thaten geheimnißvoll?“

„Sehr, sonst wäre es uns am Ende gar nicht aufgefallen. Wenn man keine Absicht dabei hat, so befiehlt man nicht so bestimmt, daß von einer Photographie nur Ein Abzug gemacht und die Glasplatte alsdann vernichtet werden soll.“

„Was ist das?“ dachte der Major und schenkte jetzt dem Gespräch der Beiden seine gespannte Aufmerksamkeit.

„Den Einen der Herren,“ fuhr der kleine Mann fort, „habe ich öfter gesehen. Es ist ein Herr bei Hofe; der Andere aber muß ein Fremder sein. Ich kenne ihn nicht.“

„Aber warum bringt Ihr die Geschichte erst heute?“

„Weil ich erst gestern Zeit fand, die beiden Bilder mit der Maschine nochmals zu copiren. Er hatte ja selbst die Glasplatten abgeschliffen; aber wenn Ihr glaubt,“ setzte er in gleichgültigem Tone hinzu, als der Andere schwieg, „die Sache habe keine Bedeutung, so lassen wir's bleiben.“

„Ich glaube kaum, daß sie viel nützen wird, denn ich habe eine Ahnung, was es sein kann. Wißt Ihr lieber Freund, wir draußen im Vorzimmer sehen mehr, als man weiß und ich glaube Euch sagen zu können, daß der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzessin die ersten Ab-

züge der beiden Portraits, die Ihr da habt, heute Morgen in Händen hatte."

"Nur die allein?" fragte lauernd der Andere.

"Nein, es war auch noch ein Drittes dabei, das eines schönen jungen Mädchens."

"So ist es dasselbe!" rief der kleine Mann fast unmuthig. "Nun ich habe meine Schuldigkeit gethan."

"Das habt Ihr auch, lieber Freund;" entgegnete der Lakai im Tone eines Beschüzers, "und der Herr Kammerdiener wird Euch dankbar dafür sein. Es ist für uns notwendig, Alles zu erfahren, was auf den Hof Bezügliches draußen in der Stadt vorgeht. Ich will jetzt hinaus und es melden, bleibt unterdessen hier, bis ich zurückkomme."

"Aber laßt mich nicht zu lange warten."

"Unbesorgt, sollte ich im Augenblick nicht selbst abkommen können, so schicke ich Euch Jemand, dem Ihr die Dinger ohne Weiteres übergeben könnt."

Damit entfernte sich der Lakai und der Andere blieb an der Rampe stehen. Wer anders konnte der Wartende sein, als Böhlers Gehülfe, sagte sich der Major. Wie hatte ihn der Photograph doch genannt? Herr Krimpf glaubte er, und wenn er seine scharfen Augen anstrengte, um jene Figur zu betrachten, die sich dort auf dem Rande der Terrasse ziemlich deutlich abzeichnete, so war gar kein Zweifel, die zusammengekrümmte kleine Gestalt war genau dieselbe, die ihm der Photograph beschrieben hatte.

Die eiligen Schritte des Lakaien waren unter dem Hauptportale verklungen. Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. „Ist es Recht von mir,“ fragte sich der Offizier, „wenn ich den Versuch mache, die Photographien in meine Hand zu bekommen? Ja, nachdem die Art des Versuchs wäre. Mit Bestechung oder meinetwegen mit Gewalt? Aber, wenn ich mich als den darstellte, der sie abholen soll! — Die Rolle eines Bedienten übernehmen? Pshui Teufel, das wäre ordinair! Eine Art von Betrug begehen? — Doch nein, es könnte vielleicht nicht so angesehen werden. Wenn ich jenem die Photographien abnehme, so bin ich am Ende im Rechte, denn Krampf besitzt sie widerrechtlich nach der eignen Aussage. Ueberhaupt gelten in dem Kriege hier alle Mittel, — nur nicht die gemeinen, nein. Aber geschehen muß etwas. Was geht vor? was ist's, was Lakai und Kammerdiener der Prinzessin bei Nacht und Nebel verhandeln? — Es ist die Gegenpartei, es ist meine Schuldigkeit, der des Regenten die Stange zu halten. Vielleicht machen wir eine wichtige Entdeckung, vielleicht ist dies abermals — ein Augenblick des Glücks.“

Als der junge Offizier sein Selbstgespräch beendigt hatte, vernahm er wieder sich nahende Schritte und gleich darauf kehrte der Lakai zurück. Jetzt galt es. Entweder Herr Krampf übergab die Photographien, dann mußte man dem Lakaien in's Schloß folgen und sie ihm mit Güte oder Gewalt abdringen. Doch war dies ein mißliches Un-

ternehmen, vielleicht war die Sache von gar keiner Wichtigkeit, und dann konnte man in einen üblen Conflict mit der Prinzessin gerathen. — Achtung! Vielleicht ist das Glück günstig.

Der Lakai hatte jetzt den Rand der Rampe erreicht, wo ihm der Andere sogleich entgegenkam. „Nun, wie ist's,“ fragte dieser.

„Gerade so, wie ich gedacht,“ antwortete der Lakai; „es sind dieselben Photographien, die wir bereits kennen. Die Sache hat nichts auf sich; da sie aber verschwiegen werden muß, so ist es am besten, die Photographien zu vernichten.“

„Da habe ich mich also umsonst geplagt,“ entgegnete mürrisch Herr Krimpf.

„Umsonst nicht,“ sagte der Andere, „man thut bei Hofe nie etwas umsonst. Ich werde Euch morgen auffuchen, und da wollen wir die Sache arrangiren, daß Ihr zufrieden sein werdet.“

„Morgen also,“ hörte man den kleinen Mann sagen, und der Ton, mit dem er das sprach, klang gerade wie der Ausdruck einer gescheiterten Hoffnung.

„Gewiß!“ betheuerte der Lakai, „und was die Photographien anbelangt — —“

„So werde ich sie vernichten, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Wäre es nicht besser, wenn das hier gleich auf der Stelle geschähe?“ mahnte der Lakai.

„Daß man morgen früh die Stücke davon fände!“ versetzte Krimpf. „Nein, nein, ich will das anderwärts besorgen. Nur vergeßt mich morgen nicht.“

„Keinenfalls!“ versetzte der Lakai, und man wünschte sich „gute Nacht.“

Der Lakai ging in's Schloß zurück, und Herr von Fernow mußte warten, bis er unter dem Hauptportal verschwunden sein würde, so gern er auch sogleich dem Andern nachgeeilt wäre. Er mußte noch dazu ziemlich lange warten, denn der verfluchte Lakai schien ein Liebhaber von Orangenblüthen zu sein. Er zupfte ein paar sehr hübsche ab, und dies gerade an dem Baume, hinter welchem der Offizier stand. Freilich hatte dieser dabei den Vortheil, das Gesicht des Andern genau zu sehen, was auch nichts schaden konnte, um ihn in irgend einem Falle wieder zu erkennen. Es war das ein dummes, aufgeblasenes Gesicht, und als der Lakai so seinen dicken Kopf mit der langen Nase und den großen Ohren zwischen die süßduftenden Blüthen steckte, gab er ein Bild wie der Esel, der Rosen frisst. So befand er sich ein paar Sekunden lang in sehr gefährlicher Nähe der zuckenden Finger des jungen Majors. — Es ist eigentlich ein Trost zu nennen, daß der Mensch nie weiß, wie nahe ihn Gutes oder Böses umschwebt.

Endlich war der Sakai im Schlosse verschwunden und Herr von Fernow eilte an den Rand der Terrasse. — Die Rampe, die auf den Schloßhof führte, war lang, ebenso dieser selbst. Niemand dort zu sehen. Von dem großen Plage liefen vier Straßen aus. Mit seinem scharfen, geübten Blicke hatte der Major die Mündungen derselben überschaut. Der Eingang zu dreien derselben war leer, in der vierten, gerade unter der Gaslampe schob sich eine Gestalt dahin, — eine kleine Gestalt, ja, er war es.

In wenigen Säßen sprang Herr von Fernow die Rampe hinab. Wer ihn über den Schloßplatz hätte laufen sehen, müßte irgend ein großes Unglück vermuthet haben, das im Schlosse geschehen wäre. Jetzt erreichte er die Straße, in welcher der muthmaßliche Herr Krampf verschwunden war. Ein Blick hinein ließ sie ihm in ihrer bedeutenden Länge als ganz leer erscheinen. Doch nein, dort bewegte sich etwas auf dem Trottoir. Herr von Fernow hätte selbst lächeln mögen über die außerordentliche Anstrengung, die er machte, um vorwärts zu kommen, und dabei hatte er sich noch in Acht zu nehmen vor den Leuten, die sich der Nachtlust an den offenen Fenstern ihrer Häuser erfreuten.

Ja, es war die kleine verwahrloste Gestalt, die er auf der Terrasse gesehen, es war Herr Krampf, der glücklicherweise nicht sehr eilig nur noch wenige Häuserlängen entfernt vor ihm herging.

Daß Herr von Fernow scharf nach ihm blickte, kann man sich leicht denken. Er fürchtete bei jeder auffallenden Bewegung, die der kleine Mann mit den Armen machte, und dergleichen Bewegungen kamen häufig vor, jetzt werde er in seine Tasche greifen, die Photographien hervorziehen und sie zerreißen. In dem Falle aber war der Offizier entschlossen, so säuberlich als möglich über ihn herzufallen, ihm die Blätter abzunehmen und ihn darauf fürstlich zu belohnen.

Aber Herr Krimpf zog die Blätter nicht aus der Tasche. Wohl schlenkerte er mit seinen Armen hin und her, wohl hob er sie zuweilen zuckend gegen sein Gesicht, aber dabei blieb es vorderhand. Noch eine Zeitlang ging er gerade aus, zuweilen einen Augenblick vor einem Laden stehen bleibend, zuweilen sogar sich halb umwendend, als wolle er einen andern Weg einschlagen. — Jetzt bog er rechts in eine Seitengasse und der Offizier beeilte sich ihm nachzukommen, damit er ihm nicht in irgend ein Haus ent-
schlüpfe. —

Doch war diese Befürchtung unnöthig. Herr Krimpf schien weder die Absicht zu haben, einen Besuch zu machen, noch überhaupt sehr eilig zu sein. Denn jetzt in der schmalen Gasse angekommen, schlenderte er dahin, wie Jemand, der seine Zeit auf irgend eine Weise tödten will. Ja, er blieb hie und da so plötzlich und lange vor einer beleuchteten Boutique stehen, daß der Andere alles anwenden

mußte, um durch sein Zurückbleiben kein Aufsehen zu erregen. Endlich aber hielt es der Major an der Zeit einen Entschluß zu fassen. Herr Krimpf konnte noch stundenlang so fort promeniren wollen, und das wäre denn doch gar zu langweilig gewesen.

Schon vorher hatte der Major einiges an seiner Toilette geändert, das heißt, er hatte den leichten Paletot, den er über dem Frack trug, so unordentlich als möglich zugeknöpft, seine Handschuhe ausgezogen, und die Frisur seines elegant gerollten Haares durch ein hastiges Durchfahren mit der Hand soviel als möglich verdorben.

Als nun der kleine Mann vor einem Victualienhändler, der beim Glanze einiger Gaslichter seine Waaren recht appetitlich ausgelegt hatte, stehen blieb und angelegentlich, wenn auch mit etwas düstern Blicken, die saftigen Schinken, die Würste in allen Formen, Farben und Größen, sowie den zierlichen Schweinskopf betrachtete, auf dem eine angenehme, häusliche Scene auf's Schönste mit allerlei Fett incrustirt war, schien es dem Andern der günstige Moment für die Ausführung seines Plans zu sein. Er trat so dicht an Herrn Krimpf heran, daß dieser sich nothwendig umwenden mußte, und als er dies that, küßte der Major den Hut und sagte mit angenehmer Stimme:

„Sie verzeihen wohl die Frage, ist vielleicht mit diesem Laden eine Restauration verbunden, in der man einen guten Nachtimbiss zu sich nehmen kann?“

Herr Krimpf blickte einigermaßen mürrisch auf den Frager, dann zeigte er mit der Hand auf das transparente Schild über der Hausthür, auf dem deutlich das Wort Restauration zu lesen war.

„Verzeihen Sie, das habe ich nicht gesehen,“ sprach der Andere verbindlich; „sonst hätte ich Sie durch meine unnöthige Frage nicht aufgehalten.“

„O, aufgehalten haben Sie mich gerade nicht,“ antwortete der kleine Mann, „meine Beschäftigungen in dieser Stunde sind nicht groß, ich spaziere so zu meinem Vergnügen herum.“

„Das stellt mich in der That zufrieden,“ sagte der Andere, „und so will ich denn versuchen, was Küche und Keller in der Restauration vermögen.“ Herr Krimpf machte ein Gesicht als verspüre er große Lust zu einem ähnlichen Versuche.

„Ich will doch geschwind sehen, welche Zeit es ist,“ sagte der Major. Damit knüpfte er seinen Paletot auf, zog die Uhr hervor, und fuhr fort: „Acht Uhr! noch gar nicht spät.“ Da er hiebei that, als brauche er zum Aufknüpfen des Paletots und zum Hervorziehen der Uhr beide Hände, so erschien es ganz natürlich, daß er seinen feinen Spazierstock auf die Brüstung des hellerleuchteten Ladens legte. Daß er ihn vergaß, nachdem er die Uhr wieder eingeschoben, hatte auch gerade nichts Auffallendes und konnte Jedermann passiren.

„Nochmals herzlichen Dank,“ sagte er alsdann und eilte so schnell er konnte, in das Haus hinein.

Wir können nicht verschweigen, daß Herr Krimpf in diesem Augenblick seufzend an seine Tasche griff und mit bewegten Lippen die Herrlichkeiten überschaute, die hier vor ihm aufgestapelt lagen. Er war in der That nicht mit Geld versehen, hatte auf den Lakaien gehofft, und dann die Absicht gehabt, hier in der ihm wohlbekannten Restauration ein gutes Souper zu machen.

„Der Teufel hole alle diese Commissionen!“ brummte er vor sich hin. „Hätte ich nicht gedacht man wolle mich ordentlich belohnen, so wäre ich zu Frau Böhler gegangen und da hätte es mir an etwas Bescheidenem zum Nachtessen nicht gefehlt. 'S ist doch ein wahres Sprichwort, daß ein Spérking in der Hand besser ist, als eine Taube auf dem Dache.“

Indem er diese Worte sprach, zuckte er verdrießlich mit den Händen nach seinem Gesichte, so daß es von Weitem ausah, als übe er, beim Anblick der Delicatessen in dem Laden die Bewegung von Messer und Gabel. Jetzt wollte er sich mit einem letzten Blick auf den prächtigen Schinken entfernen und hatte sich schon halb abgewandt, da bemerkte er etwas Glänzendes auf der Fensterbank, griff hin und hielt den kleinen Spazierstock empor, den der Fremde dorthin gelegt.

Nun war Herr Krimpf in gewisser Beziehung ein

ehrliches Gemüth, weshalb er sich beeilte den kleinen Stod in das Haus zu tragen, um ihn dem Eigenthümer einhändigen zu lassen. Dieser schien aber seinen Verlust im Augenblick bemerkt zu haben, — er hatte, im Vertrauen gesagt, Herrn Krimpf durch die Glashür belauscht, — und kam ihm schon auf der Thürschwelle entgegen.

„Sie haben etwas liegen lassen,“ sagte der kleine Mann.

„Tausend Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Es wäre mir fatal gewesen, den Stod zu verlieren, nicht seines Werthes halber, sondern weil ich ihn von einer theuren Hand geschenkt erhielt, Sie verstehen mich wohl, wodurch so etwas unbezahlbar wird.“

„Es ist nicht der Rede werth dafür zu danken,“ meinte Herr Krimpf, „und mir nur angenehm, daß er nicht von einem Vorübergehenden mitgenommen wurde.“

Der Andere schien den wieder erhaltenen Stod mit Entzücken zu betrachten. „Es liegt in der That für mich ein solcher Werth darin, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen dankbar sein soll. Ja, Sie müssen mir erlauben, Ihnen dafür erkenntlich zu sein.“

Herr Krimpf machte eine Bewegung, wie Jemand, der im Begriff ist, mit einigem Befremden ein Geschenk auszuschlagen. „O, ich bitte mich nicht mißzuverstehen,“ sagte der Fremde im verbindlichsten Tone. „Meine Erkenntlichkeit sollte darin bestehen, Sie zu ersuchen, ein Glas Wein

von mir annehmen zu wollen. Es trinkt sich überhaupt allein sehr schlecht, und ich muß gestehen, daß mir Wein nur in Gesellschaft mundet.“

Gegen diese höfliche Einladung war nichts einzuwenden. Herr Krimpf brachte freilich anstandshalber noch einige Einwendungen vor, einige Aber — Ich bitte — Es könnte zudringlich erscheinen — doch ließ er sich bereitwillig am Arme nehmen und folgte darauf seinem freundlichen Wirthe in ein kleines Stübchen hinter dem allgemeinen Wirthszimmer, welches ganz dazu gemacht schien, um ein gutes Glas Wein in stiller Beschaulichkeit darin genießen zu können. — Beide nahmen Platz, der Fremde schob Herrn Krimpf die Speisefarte hin, und bat es sich als eine besondere Vergünstigung aus, daß er sich ganz nach seinem Belieben ein Nachtessen aussuchen möchte.

Da das Gaslicht in dem kleinen Stübchen sehr hell brannte, so fanden die beiden so unvermuthet Zusammengetroffenen vollkommen Gelegenheit sich gegenseitig zu betrachten. Während der Andere die Speisefarte studirte, musterte Herr von Fernow sein Opfer, indem er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit einer gewissen Befriedigung ausruhte. Hatte er doch vor der Hand erreicht, was er wollte. Sein Gegenüber, mit den vielleicht kostbaren Blättern in der Tasche, konnte ihm nun nicht mehr entweichen, und im Gefühl des Besitzes lächelte er in sich

hinein, wenn er an die Jagd über die Rampe, den Schloßplatz und die Straßen dachte.

Wenn wir sagen, Herr Krimpf studirte die Speisefarte, so müssen wir dem vorsichtigen und etwas mißtrauischen Charakter dieses Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sagen, daß er dies nur mit dem rechten Auge that, daß aber das linke, auf seine uns schon bekannte Art von unten herauf lauernd, wobei ihm die Haltung des Kopfes nach der linken Seite sehr zu Statten kam, sein Gegenüber zuweilen beschaute. — Als er dies zum ersten Male bei dem vollen Glanz des Gaslichtes gethan, blinzelten seine beiden Augen und die eine Hand, die er frei hatte, zuckte auffallend gegen sein Gesicht. Wenn das Neußere des Herrn Krimpf auch von der Natur verwahrlost war, so hatte dagegen sein Geist eine außerordentliche Schärfe und Lebhaftigkeit, und unterstützt von einem ebenso scharfen Blicke ward es ihm leicht, einmal empfangene Eindrücke festzuhalten. Da er Maler war, so hatte er namentlich für Figuren und Physiognomien ein außerordentliches Gedächtniß, und dies täuschte ihn nicht, als er bei sich dachte, er habe den Mann, der ihm gegenüber saß, schon gesehen, wenn auch in anderer Kleidung und Umgebung. So Herr Krimpf, während er anscheinend gelassen auf der Speisefarte las: Suppe, Beefsteaks, Cotelettes und dergleichen. Er war aber noch nicht bis zum Dessert gekommen, so war er bereits sicher, daß er es mit einem

Offizier zu thun habe, mit einem vornehmen Offizier, den er vor Kurzem bei einer großen Parade in der Nähe des Regenten gesehen.

Herr Krimpf dachte gern, dachte schlau und verständig, und da seine Gedanken stets mit Mißtrauen gegen seine Mitmenschen gespielt waren, so fing er an nachzusinnen, ob die Begegnung mit seinem Gegenüber so ganz zufällig sei, ob dessen Frage nach einer Restauration, da doch das Schild an dem Hause dieses Wort so deutlich zeigte, daß Einem fast die Augen weh thaten, nicht ein Vorwand war, mit ihm zu sprechen; selbst das Hinlegen des Spazierstodes war vielleicht nicht unabsichtlich geschehen, und wenn er alles das zusammenhielt, wenn er überlegte, daß jener Offizier mit dem Hofe in genauer Berührung stand und daß er selbst eben in einer geheimen Mission dort gewesen, so schien es ihm nicht unmöglich, daß er zu irgend einem ihm bis jetzt noch unbekanntem Zweck hieher in die Restauration gebracht ward. Herr Krimpf lächelte still und vergnügt in sich hinein, als er diese Betrachtungen anstellte. Er war sich eines klugen Verstandes, einer guten Zunge bewußt, Waffen, mit deren Hülfe er es mit Jedem aufnehmen zu können glaubte.

Herr von Fernow hatte ebenfalls das Gesicht des kleinen Mannes studirt und fand die Schilderung, die ihm Herr Böhler entworfen, vortrefflich. Man konnte nicht leicht

etwas Abstößenderes und Unangenehmeres sehen. Dabei entging ihm das Lauern der Blicke nicht, das fast höhnische Lächeln um den Mund. Gewiß, daß er es mit einem schlaun Gegner zu thun hatte.

Jetzt war die Speisefarte studirt. Herr Krimpf hatte bescheidene Wünsche, und der Andere hütete sich wohl, ihm zu viel aufdringen zu wollen. Da sie aber natürlicher Weise gemeinschaftlich tranken, so ließ Herr von Fernow nicht ohne Absicht einen guten Bordeaux kommen, mit dessen Hülfe er hoffte, die Zunge seines Gastes zu lösen.

Herr Krimpf trank recht gern Wein, namentlich guten Wein, und wenn er auch anfänglich nur an dem Glase nippte, und mit der purpurnen Finsterniß in demselben liebäugelte, so war doch der Duft des vortrefflichen La Rose zu verführerisch, als daß es lange dauerte, bis er sein Glas ausgeschlürft hatte, das ihm bereitwillig wieder gefüllt wurde. Bei dem Geschäfte des Austrinkens überlegte er und sagte zu sich selber: „Wenn der Herr da drüben wirklich etwas mit dir vor hat, so muß er wissen, wer du bist, was du treibst, und wenn er darauf anspielt, so haben wir uns doppelt in Acht zu nehmen.“

„Es ist eigenthümlich,“ sprach der Offizier nach einer Pause, wobei er sich in den Stuhl zurücklehnte und aufmerksam die Gasflamme über dem Tische betrachtete, „wie zwei gänzlich fremde Leute durch Zufälligkeiten zusam-

mengeführt werden können. Und doch sind Sie mir nicht ganz fremd. Ich erinnere mich, Sie schon irgendwo gesehen zu haben; vielleicht ist es Ihnen mit mir gerade so ergangen.“

„Kann mich wahrhaftig nicht erinnern,“ entgegnete Herr Krimpf mit der größten Unbefangenheit. „Ich muß wirklich nie das Glück gehabt haben, den Herrn — verzeihen Sie mir, aber ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen.“

„Thut nichts zur Sache. Indessen heiße ich Müller, Kaufmann Müller; — Reisender, bin ziemlich fremd hier in der Stadt.“ — Richtig, dachte der kleine Mann, der will mich aus irgend einem Grunde einseifen.

„Darf ich nun auch meinerseits wissen, mit wem ich das Vergnügen habe?“ fragte Herr von Fernow nach einer Pause.

„Ist eigentlich nicht der Mühe werth, Herr Müller; aber wenn Sie mir erlauben, so heiße ich Franz Joseph Maier, ein unbedeutender Lithograph!“ — Der Major kniff die Lippen zusammen. „Krimpf verheimlicht seinen Namen,“ sprach er zu sich selbst. — „Habe fast gar keine Bekanntschaften,“ fuhr der Andere fort, „komme wenig aus dem Hause. Hätte ich aber jemals das Glück gehabt, Herrn Müller zu sehen, so würde ich einen — verzeihen Sie mir — in der That so interessanten Kopf schon als Künstler nie vergessen haben.“

Eigentlich hätte Herr von Fernow sich für dieses Compliment bedanken müssen, er war auch im Begriffe, es zu thun, um nicht aus der Rolle zu fallen; doch begleitete Herr Krimpf seine letzte Rede mit einem so sonderbaren Lächeln und seine Augen bligten über das Glas so ver-rätherisch herüber, daß der Major auf die Idee kam, der kleine Buckelige kenne ihn am Ende ganz genau.

Es war gut, daß in diesem Augenblicke das Nachtessen gebracht wurde. Herr Krimpf ließ sich nicht nöthigen, griff tapfer zu und trank auch mehr von dem Bordeaux, als er sich im Anfang vorgenommen haben mochte. Nachdem das kleine Souper zu Ende war, bot der fremde Herr seinem Gäste eine Cigarre an, welche Franz Joseph Maier mit außerordentlichem Danke annahm. Er hatte eine große Schwäche für gute Cigarren, und wir müssen leider gestehen, daß er einen unverhältnißmäßigen Theil seines Einkommens in Rauch aufgehen ließ. Vorsichtig, wie er war, sah er genau auf das hin, was der Major aus seiner Cigarrendose hervorzog, betrachtete sich die Art, wie er das that, die Hände, ferner das einfache elegante Stui und dann prüfend die Cigarre selbst, ehe er sie anzündete. Kaum hatte er den ersten Zug gethan und den Dampf, langsam genießend, wieder ausgestoßen, so sagte er: „Herr Müller rauchen ein vortreffliches Kraut.“ Seine geheimen Gedanken bei diesen Worten aber waren: Ich habe mich nicht geirrt, das ist weder Herr Müller, noch

ein reisender Kaufmann, das ist jener Offizier vom Gefolge des Regenten.

Der Major hatte sein Glas ausgetrunken und schenkte sich und seinem Vis-à-vis ein. „Also Sie sind Lithograph?“ sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „liefern auch Portraits? Das trifft sich gut. Ich habe einen kleinen Auftrag in dieser Richtung, und wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen, so werde ich mir erlauben, Sie morgen zu besuchen.“

„Eine Visitenkarte besitze ich nicht,“ sprach lächelnd Herr Krimpf, „kann aber meine Adresse auf ein Stückchen Papier schreiben. Der Speisezettel ist überflüssig groß, einen Bleistift hab' ich bei der Hand; das ist gleich geschehen.“ Er riß ein Stück Papier herunter, schrieb einige Worte darauf und übergab den Zettel. Herr von Fernow las: „Maier, Lithograph, Rosengasse Nro. 86.“

„Sie haben in Ihrem Geschäft viel zu thun?“ fragte Fernow nach einer kleinen Pause.

„O ja,“ erwiderte Herr Krimpf, „so ziemlich, bald wenig, bald viel. Man schlägt sich durch und lebt von einem Tag zum andern, so gut es gehen mag.“

„Und hatten Sie Lust zu Ihrem Geschäft, haben Sie es aus Liebhaberei ergriffen?“

„Wie Sie mich da sehen,“ sprach Herr Krimpf, und ein Schatten flog über seine Züge, „so mußte ich ein Geschäft ergreifen, dem mein schwacher krüppelhafter Körper

nicht im Wege stand. O, ich hätte wohl einen anderen Beruf gewählt. Ich würde auch lieber fein gekleidet gehen, wie Sie, Herr Müller, in der Welt herumreisen, überhaupt lieber ein reicher, vornehmer Herr sein.“

Nachdem er das gesagt, stürzte er ein Glas Bordeaux hinunter und seine Augen flammten.

„Sie haben nicht Unrecht; in manchen Beziehungen mag mein Leben angenehm sein,“ antwortete der Major, „doch versichere ich Sie, ich halte es durchaus nicht für ein übles Loos, ein Künstler zu sein, schöne Frauengestalten abzubilden, ihnen während des Arbeitens in die Augen zu blicken und nachher,“ — fügte er lächelnd hinzu.

„Und nachher,“ wiederholte Herr Krimpf und seine weißen Hände zuckten mißmuthig gegen sein Gesicht, „und nachher — wenn man die fertige Arbeit überreicht, in den Blicken lesen zu müssen: Es ist eigenthümlich, was der verwachsene Mensch für wohlgestaltete Sachen macht. Ja, Herr — — Müller,“ fuhr er aufgereggt fort, „wenn ich wäre wie Sie, ein schlanker, schöner Mann, wohlgefällig den Weibern, dann wäre es auch für mich eine Lust, Künstler zu sein. Dann säße ich gern vor ihnen und blickte ihnen in die blizenden Augen, dann würde vielleicht auch ich triumphirend sagen: Und nachher —.“ Bei diesen Worten zuckte er mit der rechten Hand empor, seine Finger wühlten in dem spärlichen struppigen Haar, der

Glanz seiner Augen erlosch, und indem er die dünnen Lippen auf einander biß, versank er in tiefe Träumereien.

Der Major blickte ihn forschend an, dann erhob er sein Glas und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, wehe gethan. Jedem lächelt das Leben auf die eine oder die andere Art. Jeder hat einen Augenblick, wo ihn das Glück umschwebt, wo er nur zuzulangen braucht. Freilich sind die Glücksgüter verschieden, aber auch Ihnen schlägt gewiß einmal eine gute Stunde. Trinken wir darauf!“

Die Beiden leerten ihre Gläser, und als Herr Krimp darauf in die Höhe blickte, brannte ein düstres Feuer in seinen kleinen Augen, seine sonst so kalten Wangen waren heftig geröthet, und er sagte: „Ich danke Ihnen für den Trost, Herr Müller, aber was sind Glücksgüter? — Güter, die uns glücklich machen. Glauben Sie mir, es liegt mir verflucht wenig an Geld und Reichthum, ich habe nur eins, wonach ich strebe, und das“ — setzte er mit fast tonloser Stimme hinzu, — „werde ich nie erreichen.“

Herr von Fernow befand sich mit einem Male auf der Höhe der Situation. Was der kleine häßliche Maler für das höchste Glück des Lebens hielt, das war nicht schwer zu errathen: Die Gunst eines reizenden Mädchens, welche ihm dieses begreiflicher Weise verweigerte. Und welches Mädchen? Fernow begann klarer und immer klarer zu sehen. Hatte der Photograph ihm nicht gesagt, woher die

Anlage gegen Rosa gekommen? Er irrte sich nicht, Herr Krimpf selbst liebte jenes Mädchen, und es war die wüthende Eifersucht, die ihn antrieb, sie anzuklagen, vielleicht zu verderben — und nachher — ja, so mußte es sein.

Herr Krimpf hatte sich einen Augenblick von seinen Gefühlen fortreißen lassen. Der Major war auf der rechten Fährte: Krimpf liebte Rosa. Aber dieser Ausdruck ist nicht der richtige, — er dachte an sie mit einer wilden glühenden Leidenschaft, er hätte um ihre Gunst Alles hingegeben, — es wäre ihm eine Seligkeit gewesen, nach einem kurzen glücklichen Augenblicke den Tod zu finden, aus ihren Armen hinweg, der ewigen Verdammniß zu verfallen. Darum allein hing er sich an den Photographen, deshalb ließ er sich von dem Kammerdiener der Prinzessin zu allen möglichen Diensten gebrauchen. So unbedeutend diese waren, so glaubte er sich doch dadurch dereinst an die Macht und den Glanz des Hofes klammern zu können, hoffend, ein glückliches Ungefähr, vielleicht ein Wunder, reiße ihn in eine andere Bahn hinein, in eine Bahn, die es ihm möglich mache, vor jenes Mädchen hinzutreten, freilich derselbe kleine krüppelhafte, häßliche Mensch, aber nicht mehr der arme Maler, sondern Jemand, der sich durch die Kraft seines Geistes emporgebracht, und der es werth ist, daß man zu ihm aufblickt.

Als die Flut seiner wilden Phantasie vorüber war

und die Ebbe der Ueberlegung eintrat, fielen seine Blicke wieder auf den fremden Mann ihm gegenüber, der leicht mit den Fingern das Glas gefaßt hatte, ruhig an die Decke blickend rauchte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien. Die Uhr der Gaststube tickte vernehmlich und Herr Krimpf dachte, vielleicht habe er sich doch geirrt, und das Zusammentreffen mit seinem freundlichen Wirth sei ein zufälliges. Dann aber kam es ihm wieder in den Sinn, daß bei Hofe zwei Parteien seien, die des Regenten, und die andere der Prinzessin Elise. — Der letztern diene er, zur ersteren gehörte vielleicht sein Gegenüber. Konnte nicht sein Besuch am Schlosse bemerkt worden sein? Als Krimpf an seine Portraits dachte, faßte er mit der Hand an seine Brusttasche, worin er die Blätter aufbewahrt hatte, eine Bewegung, die dem Major nicht entging.

Dieser hatte indessen Zeit zur Ueberlegung gehabt. Obgleich es nicht so leicht schien, den Gegner zu überrumpeln, so beschloß er, ihm doch, wenn auch nur mit einem Scheinangriffe, geradezu auf den Leib zu gehen. Er drehte mit der Hand seinen langen schwarzen Schnurrbart und sah den kleinen Maler so herausfordernd und lächelnd an, daß dieser ebenfalls nicht umhin konnte, ihn mit einem langen, freundlichen Blick zu betrachten. Da schlug das Lächeln des Majors in Lachen über und er sagte mit außerordentlicher Lustigkeit: „Wir spielen da eine hübsche Komödie zusammen. Stoßen wir an und trinken wir unser

Glas auf — Ehrlichkeit und Wahrheit, mein lieber Herr — Krimpf.

Der kleine Maler schrak auf, als habe ihn etwas gestochen. Er war in der That überrascht. Denn er, der sich eingebildet, so sicher im Schatten seiner Niedrigkeit zu stehen, während auf den Andern das volle Licht fiel, erkannte, daß gerade das Gegentheil der Fall war.

„Haben wir also weiter keine Geheimnisse vor einander,“ sagte Herr von Fernow auf's Freundlichste. „Sie sind der Mitarbeiter des Photographen Heinrich Böhler, Maler Krimpf, aber wenn ich Offenheit von Ihnen verlange, so muß ich auch dieselbe für Sie haben. So wenig also, wie Sie Herr Maier, heiße ich Müller. Ich bin Major Fernow, Adjutant des Regenten. Bleiben Sie auf Ihrem Plage und ohne Complimente. Für heute bin ich Herr Müller, dessen Spazierstock Sie retteten.“

„Ganz zufällig rettete, wie er ganz zufällig auf die Fensterbank gerathen war,“ sagte Herr Krimpf, und ein außergewöhnlicher Zug von Schlaueit flog über seine Züge.

„Und diesem Zufalle verdanke ich das Glück Ihrer angenehmen Gesellschaft. Trinken wir darauf ein Glas.“

Dies geschah, und als Herr Krimpf sein Glas niederlegte, war es interessant zu sehen, wie ihm das Vergnügen seinen Gegner endlich zu kennen, aus dem Gesichte strahlte. Dahinter aber blickte aus seinen Zügen die Er-

wartung der Dinge, die jetzt kommen sollten, und zugleich sah man an seinen fest zusammengekniffenen Lippen, so wie an dem zufriedenen Lächeln seiner Augen, daß er mehr als je entschlossen sei, sich in keiner Weise fangen zu lassen. „Da ich also die Ehre habe, von Ihnen, gnädiger Herr, gefamnt zu sein,“ sprach er nach einer Pause, „so bitte ich mir zu sagen, womit ich dienen kann; und das soll nach besten Kräften geschehen.“

„Sie sind ein verständiger Mann, Herr Krimpf,“ versetzte der Andere, „und da Sie nun einmal darauf zu beharren scheinen, ich hätte meinen Stock absichtlich liegen lassen, so will ich Ihnen zugeben, daß es mir allerdings um Ihre Gesellschaft zu thun war! Ich will Ihnen ferner gestehen, daß ich mit Ihnen eine Angelegenheit besprechen möchte, bei der mir Ihre Hülfe von großem Nutzen sein kann.“ — Endlich! dachte der kleine Maler. — „Dabei muß ich aber hinzufügen,“ fuhr der Vorige fort, „daß die Angelegenheit nicht die meinige ist, daß ich im Austrag eines Dritten handle, daß ich aber bevollmächtigt bin, Ihre Hülfe in jeder Hinsicht glänzend zu belohnen.“

Herr Krimpf machte eine tiefe Neigung mit dem Haupte zum Zeichen, daß er vollkommen verstanden habe; während er aber zu gleicher Zeit nochmals mit der Hand leicht über die Brusttasche fuhr und dabei fühlte, wie die Blätter knitterten, blickte er einigermassen besorgt im Zimmer umher, worin sich die Beiden ganz allein befanden.

„Sie arbeiten also,“ fing der Major wieder an, nachdem er dem Andern vollkommen Zeit zur Ueberlegung gelassen, „in der Pfahlgasse, in einem Hause mit vier Stockwerken?“

„Bei meinem Freunde Heinrich Böhler, der ein photographisches Atelier hat.“

„Das Geschäft des letzteren,“ entgegnete der Major mit großer Gleichgültigkeit, „ist mir vollkommen einerlei, überhaupt hängt das, was ich von Ihnen wünsche, nicht im Geringsten mit Ihrer Kunst zusammen. Sie wohnen in einem Hause, in dem sich noch viele andere Leute befinden.“

„O ja, viele Haushaltungen,“ antwortete Herr Krämpf, der wieder anfing irr zu werden, da sein Gegner ganz von der Fährte, an die er gedacht, abzuweichen schien.

„Nun also,“ sprach der Major, „unsere Angelegenheit betrifft eine Sache, bei der ich mich gänzlich ihrer Discretion überlassen will und muß; doch glaube ich mich nicht in Ihnen zu täuschen. Sie wohnen, wie schon gesagt, im vierten Stock, — unter Ihnen im dritten sind die Zimmer einer Wittwe, die eine einzige und sehr schöne Tochter hat.“

„Ah!“ preßte der kleine Maler hervor, und diesmal war sein Erstaunen so wahr und ungekünstelt, daß es dem Andern nothwendig auffallen mußte. „Sie sind überrascht, daß ich das weiß,“ fuhr Fernow fort, „aber das geht ganz

einfach zu. Die Gasse, in welcher Ihr Haus steht, ist durch ein großes Gebäude geschlossen.“

„In dessen erstem Stock,“ — fiel ihm Herr Krimpf mit großer Spannung in die Rede, „in dessen erstem Stock — ein Freund von Ihnen wohnt — Herr Baron von Wenden.“

„Ich höre, Sie kennen den Namen, scheinen mir also von der Sache zu wissen.“

„O ja, ich glaube viel davon zu wissen,“ entgegnete der kleine Maler, indem er mühsam Athem holte, „sehr viel, unendlich viel.“ Dabei knirschte er mit den Zähnen.

„Es ist die Frage, ob wir, das heißt, mein Freund, sich auf Sie verlassen könnte. Ich will damit sagen, ob Sie uns in dieser Angelegenheit behülflich sein wollen. Sie scheinen mir ein Mann von Charakter, von Fähigkeit, auch bin ich überzeugt, daß Sie, wenn Sie nicht geneigt sind, meinen armen Freund zu unterstützen, dies Gespräch als gar nicht stattgefunden betrachten werden. Bitte, überlegen Sie sich das genau.“

Während hierauf der Major von seinem Wein nippte, goß Herr Krimpf ein volles Glas hinunter und überlegte wirklich lange und eifrig. Ja, ihm war dieser Vorschlag erwünscht, er wollte in dieser Angelegenheit helfen, er wollte das Mädchen compromittiren, ja, es kam ihm nicht darauf an, sie zu verderben; denn je tiefer sie hinabsank,

desto näher kam sie ihm, der ja auch unten im Schlamme des Lebens watete. Freilich ballte er unter dem Tische die Hände, um gleich darauf zuckend damit nach dem Munde zu fahren, bei dem Gedanken, daß ein Anderer, ein Fremder, ein vornehmer Herr, sich dem wunderbaren Mädchen nähern sollte, sie zu seinem Spielzeug zu machen. Bei dieser Vorstellung schien sein Blut siedend zu werden und es verfinsterte momentan seinen Blick, während er mühsam Athem holte. — Indessen, war für seine Leidenschaft etwas zu hoffen, so konnte es nur auf diesem Wege sein. Was kümmerte es ihn, ob ein Anderer ihre Liebe besaß, wenn er nur dereinst seine zuckenden Finger um ihre schlanke Taille legen durfte! — Der Wein machte ihm vollends heiß. Die Beiden waren schon an der dritten Flasche, und Herr von Fernow hatte mit der größten Vorsicht getrunken.

„Was meinen Sie, Herr Krimpf? Es ist mir recht, daß Sie so sorgfältig überlegen, denn vergessen Sie nicht, so glänzend die Belohnung sein wird, die ich Ihnen für gute Dienste verspreche, so würde es mir in der That leid für Sie thun, wenn Sie versuchten, ein falsches Spiel mit uns zu treiben.“

„Was ich verspreche, halte ich,“ sagte der Maler mit dumpfer Stimme, und nachdem er ein paar Sekunden lang die Augen mit seiner rechten Hand bedeckte, fuhr er ent-

schlossen fort: „Befehlen Sie über mich, ich bin der Ihrige; was soll ich thun?“

„Vorderhand nicht viel; Sie werden meine Wohnung am Kastellplaz leicht erfragen können, dort bitte ich Sie, mich morgen um die Mittagstunde zu besuchen. Sie werden einen Brief erhalten, den Sie dem jungen Mädchen in die Hände spielen. Es kann Ihnen das nicht schwer werden, da Sie, wie ich mir denken kann, Zutritt bei ihr haben.“ Herr Krimpf nickte düster mit dem Kopfe. „Begreiflicher Weise darf das junge Mädchen nicht wissen, daß der Brief durch Ihre Hände gegangen ist. Sie haben das geschickt einzurichten, daß sie ihn findet, ohne zu vermuthen, wer ihn überbracht. — Die Antwort haben Sie dann ebenfalls an mich zu besorgen.“

„Und glauben Sie, daß sie antworten wird?“ fragte Herr Krimpf sehr leise.

„Wir hoffen es. Sie wird gebeten, diese Antwort an einen bestimmten Ort zu legen, dieser Ort wird Ihnen mitgetheilt, und Sie haben dann nichts weiter zu thun, als das Schreiben wegzunehmen und mir zu überbringen.“

„Nein, das ist in der That nicht viel,“ entgegnete der Andere mit einem Lachen, das entsezlich klang. Und es war auch in Wahrheit nichts, als die einfache Abgabe eines Briefes. Aber an dem Inhalte dieses Briefes hing das Lebensglück eines armen unschuldigen Mädchens, hing

die Ruhe und Verzweiflung seines Freundes, an dessen Tische er saß, der sein Brot mit ihm theilte.

„Das wollen Sie also mit bestem Willen für uns thun?“ fragte der Major.

„Ich will es,“ entgegnete Herr Krimpf, und zuckte mit der rechten Hand über den Tisch hin, sie dem Major darreichend, der sie mit einigem Widerstreben ergriff.

Die kleine feine Hand des Malers war kalt und doch feucht von Schweiß. — —

„So wären wir mit unserem Geschäft zu Ende,“ sprach nun der Major mit einer erzwungenen Leichtigkeit, denn ihm grauste vor seinem Gegenüber, das es so leicht zu nehmen schien, Freunde und Hausgenossen zu verrathen. „Trinken wir noch ein Glas, nehmen wir noch eine Cigarre.“

Beides that Herr Krimpf; ja, er schien jetzt mit dem Bordeaux das Andenken an die eben erlebte Viertelstunde hinabgeschwemmt zu haben; seine Augen verloren ihren düstern Ausdruck und er blickte fast lustig im Zimmer umher; seine Finger umspannten zuckend das Glas, welches augenblicklich wieder gefüllt worden war, ja seine gute Laune schien so weit wiedergekehrt zu sein, daß er leise etwas vor sich hinstimmte, und zwar einen Refrain, den er in den letzten Tagen sehr häufig von Herrn Heinrich Böhler vernommen: „Chantons, buvons, traleralera.“

Der Major hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt,

wobei er den Rauch seiner Cigarre in zierlichen Ringeln von sich blies. Er schien sich ganz behaglich zu fühlen, und nur Jemand, der ganz genau auf ihn Achtung gegeben hätte, würde bemerkt haben, daß sich zuweilen seine Augen forschend nach der Zimmeruhr richteten, deren Zeiger langsam, aber unaufhaltsam vorrückte. Jetzt dehnte er sich gähmend und sagte: „So so, Sie sind Photograph, und sollen sehr schöne Arbeiten liefern. Ich habe das von einem Freunde gehört, dessen Portrait Sie vor einigen Tagen gemacht.“

„Von einem Ihrer Freunde, gnädiger Herr?“ fragte zweifelnd der kleine Maler; doch sogleich schien er sich zu besinnen und sagte: „Ach! die beiden Herren.“

„Ja, es waren zwei meiner Bekannten. Sie hatten eine Ueberraschung vor und diese ist vollkommen gelungen. Wir haben viele Freude daran gehabt; — eigentlich war es eine Wette — und eben deshalb befahlen sie auch zu schweigen und augenblicklich die Glasplatten zu vernichten.“

„Das geschah auch,“ versetzte der kleine Maler, dessen Blicke etwas stier geworden waren, indem er sich mit der Hand auf die Brusttasche patzte.

„Was mir leid thut,“ sprach der Major, nachdem er getrunken und den langen Schnurrbart sorgfältig abgetrocknet, „ich hätte gerne eine Copie gehabt, namentlich war

eines der Portraits, das meines besten Freundes, des Oberstjägermeisters Baron Rigoll, ausgezeichnet gerathen. In der That ausgezeichnet.“

„Ja, der eine der Herren waren Seine Excellenz,“ sagte Herr Krimpf, indem er langsam seinen Rock aufknöpfte, „aber der Andere?“ fügte er lauernd hinzu.

„Der Andere war ein Better des vorhin erwähnten Baron Wenden, der Ihnen gegenüber wohnt. Wie gesagt, es ist mir leid, daß die Gläser vernichtet wurden, ich hätte eine Copie theuer bezahlt. Aber da es nicht sein kann — müssen wir eine andere Gelegenheit erwarten.“

Obgleich der Major dies Alles mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Gleichgültigkeit sagte, so hätte doch der überaus schlaue kleine Maler bei ganz unbefangenen Sinnen etwas Künstliches und Gefuchtes darin bemerkt. Dank dem La Rose aber lächelte Herr Krimpf häufig, ohne alle Ursache, freute sich über den wunderbaren Abend, den er verlebt, und fing an eine außerordentliche Dankbarkeit, ja Hochachtung für sein Gegenüber zu fühlen, welches ihm dagegen wieder so imponirte, daß es nur eines Blickes aus den dunkeln, blitzenden Augen bedurfte, um einen etwas zu lauten Gesang im Munde des Malers plötzlich verstummen zu machen. „Ein sehr liebenswürdiger Herr,“ murmelte er halb laut, „könnte ihm am Ende wohl die lumpigen Photographien an den Kopf werfen. Der Kammerdiener ist ein geiziger Schuft und der Lakai stiehlt

mir wieder, was der Kammerdiener bezahlt. Was braucht man sich eigentlich mit dem Paß gemein zu machen, wenn einem die Herrschaft selbst freundlich entgegen kommt. Und die Herrr—schaft hat Krrr—echt — ein Künstlerrr ist auch kein Hund. — Und es hat Jemand einmal gesagt: Es soll der Künstlerrr mit dem König gehen, warum denn nicht auch mit so einem lumpigen Adjutanten des Krrre—genten. Aber das ist ein ganz immenser Krrrr! Und wenn es ihm Spaß macht, so soll er die beiden Gelsköpfe haben. — Ja, die Gelsköpfe und den Lafaien und Kammerdienerrr dazu, — — morrrrrrrgen, hat der Hund gesagt: „Buvons, chantons, tralealera!“ Und er wiederholte den Refrain viel zu oft und zu laut: „Juhoh! ho!“

Der Major hatte zu viel von dem Selbstgespräch seines Gastes verstanden, als daß er ihn in seiner ausbrechenden Lustigkeit hätte stören mögen; ja er stieß mit ihm an und zwang sich in den Refrain einzustimmen

„Ja, Herrr Offizier, Sie sind so liebenswürdig, daß ich Ihnen eine ganz miserrrable Gefälligkeit erzeigen will. Wenn es Ihnen Spaß macht, die Köpfe Ihrer Freunde zu haben, so kann dem Manne geholfen werden. Krimpf ist nicht so dumm, als er aussieht. Hier sind noch zwei ganz verfluchte Copien.“ Damit hatte er das Papier aus der Tasche herausgezogen, und da sich seine zudenden Finger eine Zeit lang vergeblich bemühten, die Siegel ordentlich zu lösen, so zerriß er das Papier so heftig

in mehrere Fegen, daß er die Photographien auf den Boden des Zimmers schleuderte. „Das warrrr geschickt,“ sagte er, indem er den Blättern mit stieren Blicken nachschaute. — „Da liegen die Ejselköpfe. Lassen wir sie liegen, Herrrr General, es ist auf Ehre nicht der Mühe werth. — Hsp! Hsp!“

„Ja, da haben Sie Recht,“ entgegnete Herr von Fernow; „es ist nicht der Mühe werth, — lassen wir sie, wo sie sind.“

„Gut gesagt, — Hsp! Hsp! wo sie sind, Hsp! Da können sie ihren Rausch ausschlafen, Hsp! Hol' sie der Teufel! Hsp! Hsp!“

„Was das Rausch ausschlafen anbelangt, mein lieber Herr Krimpf,“ sagte nun der Major mit einem festen Blick auf sein vis-à-vis, „so meine ich, es wäre auch für uns jetzt Zeit, daß wir unsere Betten aussuchten.“

„Doch — nicht — um — unseren — Arrrrrausch auszu — schlafen, Hsp?“ erwiderte Herr Krimpf mit immer schwererer Zunge; „so weit — sind wirrrr — noch lange nicht.“

„Das ist bei Ihnen möglich, aber ich spüre den Wein und bin schläfrig.“

Es war etwas wie Verachtung in dem Blicke, mit dem der kleine schwächliche Maler, der sich nur mühsam von seinem Stuhle erhob, den kräftigen Offizier ansah. „Nun ja,“ sagte er nach einer Pause, „wenn Sie meinen,

Hsp! — daß es genug ist — so wollen wir denn gehen,
Hsp! doch — habe ich — noch eine Bitte an Sie.“

Bei diesen Worten hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, während er sich mit der linken an der Tischplatte festhielt; — „wenn Sie wieder Spazierstöcke — verlieren, so lassen Sie mich's ganz ergebenst wissen; ich bin dann immer Ihr gehorsamer Diener, um sie aufzuheben, Hsp!“

Mit ziemlich ordentlichen Schritten ging er darauf nach dem Nebentische, wo sein Hut lag, und Herr von Fernow hatte nur Angst, er möge auf die Photographien treten, die am Boden lagen; doch schwanke er bei ihnen vorüber, machte seinem freundlichen Wirth ein steifes Compliment und schoß dann mit einer wunderbaren Schnelligkeit zur Thür hinaus.

Der Major, besorgt um ihn, wollte doch sehen, wie er sich auf der Straße benehmen würde, und ging ihm nach bis zur Hausthür. Herr Krimpf war zur Rechten davon geeilt. Wenn er auch die ganze Breite des Trottoirs in Anspruch nahm, so schob er sich doch ziemlich schnell von hinten und war offenbar in der besten Laune; denn man hörte ihn die Straße hinab mit lauter Stimme singen:

„Chantons, buvons, traleralera!“

Herr von Fernow kehrte in das Zimmer zurück, raffte die Photographien vom Boden auf und betrachtete sie. Ja, die eine stellte den Baron Rigoll vor. Mit noch größerer

Aufmerksamkeit aber betrachtete er den sehr distinguirten Kopf des andern Bildes. Wo hatte er dies Gesicht gesehen? Nichtig, jetzt fiel es ihm plötzlich ein. Es war der Herr, der an jenem Abend zu Baron Wenden kam, der ihm als Graf Hohenberg vorgestellt wurde, gegen den Baron Rigoll sich mit so ausgezeichnete Artigkeit benahm. Das war ihm damals schon aufgefallen, — da lag ein Geheimniß verborgen. Ja, was er hier in seinen Händen hielt, mußte wichtig sein und es war gewiß der Mühe werth gewesen, ein paar Stunden an die Erlangung dieser Blätter zu wenden. „Ich weiß nicht, eine unbestimmte Ahnung sagt mir, meine Anstrengungen seien in der That nicht verschleudert worden. Es ist zehn Uhr, suchen wir Herrn Rindermann zu sprechen. Wenn das Sprichwort wahr ist, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, so muß man dagegen auch nicht säumen, das Glück wenn es einmal erscheint festzuhalten.“

Er bezahlte seine Rechnung, wobei der Kellner auf eine eigenthümliche Art lächelnd das Geld einstrich. Dann trat der Major auf die Straße, rief einen schläfrig vorüberfahrenden Fiaker an, warf sich in den Wagen und befohl: „nach dem Schlosse!“

Dreizehntes Kapitel.

Wiederum im Kabinet des Regenten.

An demselben Abend war einer der dienstthuenden Lakaien Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise zu einem der dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten hinabgestiegen. — Dieses Hinabsteigen ist wörtlich zu nehmen, denn sonst herrschte das umgekehrte Verhältniß und die dienstthuenden Lakaien des Regenten sahen auf die dienstthuenden Lakaien der Prinzessin mit einer souverainen Verachtung hinab, und nahmen in jeder Beziehung den Vortritt, welches bei gemeinschaftlichen Dinern so weit ging, daß die Lakaien Ihrer Durchlaucht stets die Sauce zu präsentiren hatten, nachdem die dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten mit dem Braten vorangeschritten waren. Einer der Lakaien der Prinzessin war also hinabgestiegen und hatte dem dienstthuenden Lakaien Sr. Hoheit, welcher in seinem Stuhle sitzen blieb, während der andere vor ihm stand, also gemeldet: „Der Herr Kammerdiener

Ihrer Durchlaucht der Prinzessin lassen dem Herrn Kammerdiener Seiner Hoheit des Regenten ein gehorfames Compliment machen, und da die Herrschaften bei Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Herzogin sein werden, so lassen der Herr Kammerdiener anfragen, ob es dem Herrn Kammerdiener angenehm wäre, wenn ersterer den letzteren Herrn auf ein Stündchen besuche. Er habe sich eine kleine Erdbeerbowle angesetzt und möchte sich erlauben, dieselbe gleichfalls bei dem Besuch erscheinen zu lassen.“ Darauf hatte Herr Kindermann den Besuch huldreich acceptirt, und die beiden würdigen alten Herren, saßen nun in dem uns wohl bekannten Kabinet vor dem Kamin.

Der Kammerdiener der Prinzessin, Herr Steppler, war fast von gleichem Alter, wie Herr Kindermann, doch wie diesen ein ewiges freundliches Lächeln schmückte und verjüngte, so herrschte auf den Zügen des Andern beständig ein finsterner Ernst; dabei ging er ziemlich gebückt, hustete fast bei jedem Worte, meistens aus schlechter Angewohnheit und weil er es bei vorkommenden Fällen für zweckdienlich gehalten hatte, eine Brustkrankheit zu affectiren. Er war ein altes Möbel bei Hofe, und hatte schon bei der Mutter des höchstseligen Herrn gedient, die eine wunderliche Dame war, und über welche sich die beiden Veteranen gerade unterhielten.

„Ja,“ sagte Herr Steppler, „so etwas kommt doch heut zu Tage nicht mehr vor, daß man für den Schooßhund ein eigenes Schlafzimmer hält, eine Bonne zur Auf-

wartung und daß der Kammerdiener der Herrschaft selbst, ich dazumal, allabendlich bei dem alten Mopse die silberne Nachtlampe anzünden mußte. Und das Thier hatte Verstand, wie ein Mensch, denn wenn das Licht nicht brannte oder ausging, so bellte es so lange, bis Jemand kam.“

„Es ist ganz erstaunlich,“ erwiderte Herr Kindermann mit einem süßen Lächeln; „und doch wenn Sie mirs nicht übel nehmen, bester Freund, so waren die Zeiten für den Regierenden damals viel besser. Erinnern Sie sich noch der Tante des höchstseligen Herrn, die sich nie im Geringsten in irgend eine Angelegenheit mischte, die harmloseste Dame der ganzen Welt, die ruhig lebte, und ruhig leben ließ.“ —

„Ja wohl, ja wohl, die zufrieden war, wenn sie vier Stunden des Tages spazieren fahren konnte, die Pferde im langsamsten Schritt, wie vor einem Leichenwagen, und die sich zur Unterhaltung jeden Tag ein kleines Körbchen mit Weidenruthen auf's Zimmer bringen ließ, die sie geduldig eine nach der andern auf dem Tisch zerflopfte — —“

„Gelt, alter Freund,“ sagte Herr Kindermann, indem er sein Glas empor hob und pffiffig lächelnd durch die goldgelbe Flüssigkeit nach seinem Collegen hinschielte, „das waren andere Zeiten. Ich möchte wohl mal sehen, wenn wir Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise ein Körbchen Weidenruthen auf's Zimmer setzten, ob sie sie auch auf dem Tische zerflopfte.“

„Davor soll uns Gott bewahren — das hieße den Teufel an die Wand malen.“

„Ja, sie ist eine absonderlich merkwürdige Dame,“ meinte Herr Kindermann, und that einen guten Schluck des angenehmen Getränkes. Nachdem er dies gesagt und sich die Lippen abgeleckt, lehnte er sich in seinen weichen Sessel zurück und betrachtete mit einem außerordentlich pffiffigen Blick den Herrn Steppler, der tief nachsinnend eine große Erbbeere anstarrte, die in seinem Glase schwamm. „Lieber Freund,“ sagte er alsdann nach einer kleinen Weile, „was ich Ihnen schon erst bemerkt, muß ich hier wiederholen. Es ist Pflicht und Schuldigkeit eines guten Dieners, auf die Herrschaft nach besten Kräften einzuwirken. Wenn man geschickt ist, gelingt dies auch und man kann sie gewissermaßen ziehen, daß es eine Freude ist.“

„Ja, da hat sich was zu ziehen“, brummte Herr Steppler. „Das ist wie ein Mal, wie ein Kreisel; das dreht sich zehnmal, ehe ich nur einmal weiß, wo rechts oder links ist.“

„Zugestanden, daß es schwierig ist, mit der hohen Dame droben umzugehen, aber im Vertrauen gesagt, Ihr waret zu nachgiebig, Ihr hättet in vielen Sachen nicht mit-helfen sollen; ja, Ihr hättet manches hintertreiben können. — Den Teufel auch,“ fuhr Herr Kindermann nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, und nachdem er im Spiegel sein freundliches Gesicht beschaut, „man muß zu Zeiten

auch etwas zu hindern verstehen. Wissen Sie, ich spreche als Freund zu Ihnen, lieber Steppler, aber ihr macht da oben doch ganz sonderbare Geschichten. Wie kann man zum Beispiel nun eine solche Heirath protegiren, wie die der alten Excellenz mit dem jungen schönen Fräulein?"

„Wie kann man so 'was hindern, frag' ich Sie.“

„Man kann viel dagegen thun, mein lieber Steppler. Man läßt hie und da ein Wort fallen, man meldet zu spät oder gar nicht, man bedauert, daß die Herrschaft verhindert ist, Jemand anzunehmen — aber dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Muth. Ich sage Ihnen, das ist ein Mißgriff, der nicht hätte passiren sollen.“

Obgleich Herr Steppler ziemlich gebückt saß, so daß er seinen Collegen nicht ansehen konnte, so merkte man doch, wie er, ohne den Kopf zu bewegen, die Augen erhob, und aus den Winkeln derselben nach Herrn Kinderman hinüberschielte. „Habt ihr etwas dagegen gethan?“ fragte er alsdann.

„O, lieber Freund,“ entgegnete Herr Kindermann mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins, „wenn eine Sache einmal so verfahren ist, da kommt der beste Kutscher nicht mehr heraus, und doch — — aber wie gesagt,“ unterbrach er sich selbst, „das war nur so eine Idee von mir, und es ist eigentlich unklug, überhaupt noch über dergleichen zu sprechen, denn ich weiß doch, daß Sie mir nicht um die Ede trauen, mein lieber Steppler.“

Der Andere blickte abermals verstohlen in die Höhe, ohne etwas zu entgegnen.

„Ich versichere Sie, es ist Schade,“ fuhr Herr Kindermann nach einer Pause fort, „daß wir nicht besser zusammenhalten. Ich sage Ihnen, wir könnten hier das Steuer führen, daß es eine Freude wäre, ich mit meiner Lebhaftigkeit, wenn Sie mir erlauben, Sie mit Ihrer unbezahlbaren Ruhe. Kommt her, alter Steppser, stoßen wir zusammen an; den Teufel auch, das sollte doch endlich einmal aufhören, daß die Herrschaften, mit Respekt zu sagen, wie Hund und Kaze zusammen leben. Haben Sie denn einen Begriff davon, wie es Ihre Durchlaucht da oben vermag so hämisch gegen uns zu handeln, gegen einen Herrn, wie der Regent ist? Gott erhalte ihn hundert Jahre, den ritterlichen Herrn, den schönen Mann, mit Eigenschaften, daß ihn die ganze Welt liebt und achtet. Aber gerade die, an deren Achtung ihm besonders gelegen ist — — ja, Steppler, schauen Sie mich nur an, — an deren Achtung ihm besonders viel gelegen ist, bereitet ihm mit ihren Launen alles mögliche Herzeleid. Darin ist doch weder Sinn noch Verstand.“

„Das ist gegenseitig, Kindermann, gewiß gegenseitig.“

„Nein, ihr macht es zu arg. Es muß da droben wieder etwas im Spiele sein; ich kann Sie versichern, Steppler, der Herr ist in den letzten Tagen sehr schlecht gelaunt, und ich glaube, man kann sich vor ihm in Acht

nehmen. Er ist nun einmal der Herr, und wenn wir selbst, was sich in den nächsten Tagen entscheiden soll, einen Thronerben erhalten, so wird doch die Regentschaft achtzehn Jahre dauern, eine Zeit, deren Ende wir beide schwerlich erleben werden.“

„Was wollen Sie damit sagen, Kindermann?“ fragte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht.

„Nun, ich will damit sagen, daß der Herr die Macht noch lange behält, seinen Freunden wohl zu thun und seinen Feinden auf unangenehme Art zu vergelten.“

„Aber ihr thut uns sehr unrecht,“ sprach nun Herr Steppler, wobei zum erstenmale ein Lächeln über seine düstern Züge flog, „wenn ihr glaubt, wir oben haften den Herrn, im Gegentheile, kann ich Sie versichern. Freilich bemüht man sich zuweilen seine Pläne zu vereiteln, ihm entgegenzuwirken, aber, ich bin auch ein alter Practicus, Kindermann, das geschieht nicht nach einem kalten, berechneten System, sondern das ist die Aufwallung des Augenblicks, ist wie ein kindischer Trotz — verzeihen Sie mir das Wort — eine fast fieberhafte unerklärliche Neigung, Nein zu sagen, wenn der Herr Ja sagt.“

Herr Kindermann blickte in sein Glas und antwortete nicht.

„Von wirklicher Feindschaft kann da keine Rede sein und von Haß noch viel weniger. Wenn man Jemand haßt, verstehen Sie mich wohl, ohne Nebengedanken haßt, so nennt

man seinen Namen nicht, so blickt man nicht nach ihm, so ist man froh, wenn man weder etwas von ihm zu hören noch zu sehen bekommt; und hauptsächlich, wenn man Jemand wirklich haßt, so verschließt man das in sich und zeigt seine Feindseligkeit nicht aller Welt.“

„Da ist schon was Wahres d'ran,“ meinte nachdenkend Herr Kindermann, „es wäre wirklich schade, wenn zwei Herrschaften, wie der Regent und die Prinzessin, ihr Leben so verbringen sollten. Haben Sie nie gedacht, Steppler,“ sagte er nach einer längeren Pause, welche er dadurch ausgefüllt, daß er den Rest der Erdbeerbowle nachdenklich mit dem großen goldenen Löffel umgerührt, „— ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Beiden ein prächtiges Paar abgeben würden?“

„Wer hätte nicht schon daran gedacht!“ entgegnete der Andere, „und das ist ein vortrefflicher Gedanke. Dann gäbe es doch einmal endlich Ruhe im Schloß! Man könnte seine Tage in stiller Beschaulichkeit beschließen, wenn die verdrießlichen Geschichten hier einmal aufhörten. Aber, wie kommen Sie auf die Idee?“

„Sie haben mich darauf gebracht,“ erwiderte Herr Kindermann mit großer Wichtigkeit. „Freilich habe ich schon manchmal über das Benehmen der Prinzessin so meine Betrachtungen angestellt, und dann bestätigt das, was Sie mir eben sagten von der fieberhaften Hektigkeit, mit der Ihre Dame zuweilen meinem Herrn opponirt, meine Mei-

nung; ebenso, daß sie häufig von ihm spricht, nach ihm blickt, sich mit ihm beschäftigt.“

„Das habe ich doch nicht gesagt?“ fragte erschrocken Herr Steppler.

„Ja, Steppler, Sie haben das gesagt, und Ihr guter Geist sprach aus Ihnen. Sehen Sie, das ist eine großartige Idee, mit der ich mich lange getragen und die gelingen muß, wenn zwei Männer wie wir sie in die Hand nehmen. Sie werden Ihre Stellung so gut wie ich begreifen. Anmelden und den Tisch und die Garderobe besorgen, kann Jeder; aber kräftig in's Leben eingreifen, dazu gehören sichere Hände, und ich glaube, die haben wir, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube so,“ antwortete Herr Steppler. Doch konnte er sich einer festen Hand nur im bildlichen Sinne rühmen, in der Wirklichkeit dagegen zitterte das Glas in seiner Rechten einigermassen, wenn er es zum Munde führte. „Freilich erschreckt mich diese Idee, Kindermann, aber wenn ich mich an Ihren Gedanken gewöhne, so finde ich in der That nichts so absonderlich Befremdendes darin. Seine Hoheit der Regent aber?“

„Das sei meine Sorge,“ entgegnete Herr Kindermann, „glauben Sie mir, er interessiert sich mehr für die Prinzessin als sich die ganze Welt träumen läßt.“

„Wirklich?“ warf der Andere mit einem fast heiteren Tone dazwischen.

„Gewiß, ich merke das aus Vielem heraus. Wie

oft steht Seine Hoheit entfernt von der Prinzessin, ist anscheinend in eifrigem Gespräch mit Anderen begriffen, und findet doch Zeit genug, jeden Augenblick nach ihr hinüberzuschauen, alle ihre Bewegungen zu beobachten.“

„In der That, das ist mir auch schon so vorgekommen,“ gab Herr Stepler zur Antwort und wiegte dabei seinen Kopf auf und nieder, wie Jemand, der einem angenehmen Gedanken nachhängt.

„Wäre es für uns nicht in jeder Hinsicht das Beste, wenn da was zu Stande gebracht werden könnte?“ meinte Herr Kindermann. „Ich setze den Fall, daß wir uns Beide in unseren Meinungen nicht irren. Wie dankbar müßten solche Bemühungen überdies von den höchsten Herrschaften aufgenommen werden! Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht sucht die kleinen Streitigkeiten zu vergrößern, die hier und da vorkommen, oder gar neue zu erfinden, und in dem Punkte müssen Sie sogar etwas Uebrigcs thun, Meister Stepler.“

„Du lieber Gott, unsereins handelt nur nach Befehlen, das kann ich Sie versichern,“ entgegnete der Andere. „Wir wagen es wahrhaftig nie, eine eigene Meinung zu haben, noch viel weniger dieselbe durchzusetzen. Ja wir sind nicht Herr Kindermann,“ setzte er mit einem püßig sein sollenden Lächeln hinzu.

Der Kammerdiener Seiner Hoheit, offenbar geschmeichelt durch diese Aeußerung, machte ein spitzes Maul, wobei er

sich verstoßen im Spiegel betrachtete. „Man thut wahrhaftig nur seine Schuldigkeit,“ sagte er alsdann, „und wenn Einem zufällig einmal etwas gelingt, so meinen die Leute, man habe Gott weiß welche Macht.“

Daß in diesem Augenblick der dienstthuende Lakai der Prinzessin ziemlich ohne Umstände eintrat, mußte seine Ursache haben, und so war es auch in der That. Er meldete aus respectvoller Entfernung mit flüsternder Stimme, daß die Prinzessin in Begleitung Seiner Hoheit so eben aus den Appartements der verwittweten Frau Herzogin komme und daß sich die höchsten Herrschaften voraussichtlich nach ihren Gemächern verfügen würden. Herr Steppler erhob sich rasch von seinem Stuhle, schlürfte sein Glas hastig aus und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als ihm Herr Kindermann nochmals einschenken wollte. Dann reichten sich die beiden würdigen Männer die Hände und der ausdrucksvolle Blick eines Jeden sagte dem Andern, daß das Gespräch von vorhin nicht vergessen sei. In Gegenwart des Lakaien etwas hinzuzufügen, wäre nicht rathlich gewesen. Schon daß sich die beiden mächtigen Kammerdiener die Hände reichten, wurde einer vertrauten Kammerjungfer erzählt, die es denselben Abend noch zu den Ohren Ihrer Durchlaucht brachte, welche die Annäherung der beiden bisher sehr feindlichen Parteien wichtig genug fand, um einen Augenblick darüber nachzudenken. Ja, wenn wir unserer Geschichte vorgreifen dürften, so würden wir hinzu-

Sachländer. Der Augenblick des Stücks. II. 4

fügen, daß die Prinzessin sehr bald an ihren Schreibtisch eilte, nachdem sie die vertrauliche Mittheilung von dem Einverständniß der beiden Kammerdiener erhalten. „Gut,“ hatte Ihre Durchlaucht darauf erwidert, „es ist am Ende gleichgültig — mich überrascht man nicht.“ Aber dann hatte sie einen Brief gesiegelt, adressirt und befohlen, ihn sogleich zu dem Kammerherrn Baron Wenden zu bringen. Es war zehn Uhr des Abends und die Prinzessin erwartete eine Entgegnung auf ihre Zeilen.

Herr Kindermann war, dem Rufe der Glocke folgend, kaum in die Appartements des Regenten getreten, als sich Herr von Fernow in dem Zimmer des Kammerdieners einfand. Da sich Seine Hoheit noch nicht zur Ruhe begab, sich vielmehr zum Lesen niedergesetzt hatte, so kehrte Herr Kindermann in wenigen Augenblicken zurück und war offenbar etwas erstaunt, den Adjutanten zu so später Stunde und in Civilleidung anzutreffen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Kindermann,“ sagte der Major, indem er rasch auf den Eintretenden zuging, „daß ich störe. Aber Sie waren vor einiger Zeit so freundlich, mir zu sagen, ich solle mich bei vorkommenden, mir wichtig erscheinenden Umständen vertrauensvoll an Sie wenden. Ein solcher Augenblick ist nun gekommen, wo ich Ihres Rathes, vielleicht auch Ihrer Hülfe bedarf.“ Der Kammerdiener, offenbar geschmeichelt durch die freundliche Anrede des jungen Mannes, zeigte ein in der That angenehmes

Lächeln und bat den Adjutanten, Platz zu nehmen. „Wenn Sie mir erlauben,“ sagte dieser, „so ziehe ich vor, stehen zu bleiben. Ich habe eine Bitte an Sie und diese besteht darin, mir offenherzig zu sagen, ob es Ihnen möglich ist, mich noch bei Seiner Hoheit zu melden.“

Der Kammerherr ließ einen bedenklichen Blick auf die Stunduhr fallen und sein Gesicht bemühte sich, sehr ernsthaft auszu sehen.

„Es ist nach zehn Uhr,“ bemerkte er, „und müßten wir eine dringende Ursache haben, Seine Hoheit, die mir nicht besonders gut gelaunt scheinen, bei'm Lesen zu unterbrechen. Auch sieht der Herr, wie Sie selbst wissen, lieber Herr von Fernow, den schwarzen Frack nicht gern an seinen Adjutanten, sobald sie ihm eine Meldung oder dergleichen zu machen haben. Daß ich für Sie thun werde, was ich kann, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. — Ohne unbescheiden fragen zu wollen,“ setzte er nach einer Pause mit einem schlaun Lächeln hinzu, „ist die Sache sehr dringend?“

„Das ist es ja gerade, was ich selbst nicht weiß,“ erwiderte Herr von Fernow; „denn sonst könnte ich mich ja geradezu melden lassen. Sie wissen, wie sehr ich überzeugt bin, daß Alles, was die Angelegenheiten Seiner Hoheit betrifft, in Ihren Händen vortrefflich aufgehoben ist. Daher nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen mitzutheilen, was mich hierher führt. Ich kam vorhin in den

Besitz dieser beiden Photographien," damit zog er die Blätter heraus, „und gewisse sonderbare Umstände lassen mich vermuthen, daß es Seiner Hoheit erwünscht sein werde, von dem Dasein dieser beiden Portraits, namentlich von dem einen, Kenntniß zu erhalten. Was meinen Sie, lieber Herr Kindermann?"

Der Kammerdiener hatte die beiden Blätter ergriffen und trat an die Lampe über dem Kamin, um sie zu betrachten. — „Baron Rigoll," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen und schaute freundlich lächelnd auf den Adjutanten.

„Ich bitte das andere zu betrachten," versetzte Herr von Fernow.

„Richtig, das andere," entgegnete der Kammerdiener und schob das Portrait des Oberstjägermeisters auf die Seite. Er beschaute das zweite Blatt längere Zeit, zuckte mit den Achseln und das Lächeln verschwand von seinen Zügen. Er wurde sogar sehr ernst, was, wie wir wissen, bei Herrn Kindermann nicht leicht vorkam. „Das ist freilich wichtiger," sagte er nach einer Pause, „Herzog Alfred von D. Alle Wetter, Herr von Fernow, wie kommen Sie zu dem Portrait?"

„Auf eine etwas umständliche Art, die ich mir morgen das Vergnügen machen werde, Ihnen genau mitzutheilen." Bei diesen Worten machte der Adjutant eine ver-

bindliche Handbewegung, blickte aber zugleich auf die Standuhr über dem Kamin.

„Verstehe,“ erwiderte Herr Kindermann geschmeidig. „Wenn etwas geschehen soll, muß es gleich geschehen. Sie geradezu einzuführen, scheint mir nicht passend. Ich muß manövriren.“

„Wollen Sie dem Herrn Eau de Cologne aufgießen oder den Säbel klappern lassen?“ meinte scherzend der Major.

„Alles hat seine Zeit. — Lassen Sie mich nur machen, Herr von Fernow, und glauben Sie mir, es war ein glücklicher Augenblick, der Sie in den Besitz dieses Portraits brachte. Glücklich für Sie, wenn auch nicht für Andere,“ setzte Kindermann hinzu, indem er kopfschüttelnd abging. —

Der Kammerdiener machte ein siegreich lächelndes Gesicht, als er wieder eintrat. „Ich habe für Sie gewirkt, wie ich in den schönen Tagen that, wo Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn selig, auf dieser selben Stelle an den unbedeutenden Kindermann manch freundliches Wort spendete. Gehen Sie getrost zu Sr. Hoheit.“

„Sprachen Sie davon, was mich hieher geführt?“ fragte Herr von Fernow.

Der Kammerdiener erhob seinen Kopf mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Würde, als er hierauf entgegnete: „Kindermann sollte in einem solchen Falle voreilig sein? Der Mittheilung eines Mannes, dem er wohl will,

dadurch die Spitze abbrechen? O nein, das thut man nur in Fällen, wo es nöthig erscheint, Jemandem die Freude zu verderben. Vorkommen mag dergleichen freilich. Nein, ich meldete Seiner Hoheit, Sie hätten sich auf eine auffallende Art im Vorzimmer blicken lassen, es schein mir, Sie hätten etwas auf dem Herzen, ohne gerade den Muth zu haben, eine Audienz zu verlangen. — Vor allen Dingen," setzte er mit leiser Stimme, aber in sehr vertraulichem Tone hinzu, „habe ich Seine Hoheit den Regenten neugierig gemacht.“

„Ob mir das helfen wird, mag Gott wissen," antwortete Herr von Fernow im Abgehen; „vor Allem aber meinen herzlichsten Dank.“

Herr Kindermann blieb einen Augenblick nachdenklich in der Mitte des Zimmers stehen, nahm bedächtig eine Priße aus der großen goldenen Dose und sprach dann zu sich selber: „das ist ein junges, dankbares Gemüth; er ist es werth, daß wir ihn protegiren.“

Im Kabinet des Regenten war es fast wie an jenem Abend, an welchem wir den Leser zum erstenmal dorthin führten. Im Kamin spielte ein leichtes Feuer, die schwere Bronzelampe war tief auf den Tisch hinabgezogen, wie damals auch mit dem grünen Schirme bedeckt, nur schritt der Regent langsam im Zimmer auf und nieder, den Eintretenden erwartend.

Der junge Mann machte an der Thür eine tiefe Beugung, der Anrede Seiner Hoheit harrend.

„Ei, ei, mein bester Fernow,“ sagte der Fürst, „ich erfahre so eben durch Kindermann, daß Sie sich wie ein Gespenst nächtlicher Weile in meinem Vorzimmer sehen lassen. Den Himmel auch, was machen Sie um die Stunde im Schlosse? Wenn das der Oberstjägermeister erfährt, so wird er seine Heirath so beschleunigen, daß Ihre besten Freunde nichts für Sie thun können.“

„Dürfte ich mir nach diesem gnädigen Empfange schmeicheln, daß Eure Hoheit selbst einigen Antheil an mir nehmen, so darf ich mir vielleicht erlauben, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß ich in diesem Augenblicke nicht im Schlosse bin um Seiner Excellenz Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Es ist wahr, ich hielt mich im Vorzimmer auf, hoffend auf das Glück, das mir jetzt zu Theil geworden, — Eure Hoheit noch heute Abend sehen zu dürfen.“

„In der That, Sie machen mich neugierig, lieber Fernow, aber ehe Sie mir mittheilen, was Sie hierher führt, erlauben Sie mir, meine Lampe aufsteigen zu lassen. Es ist ein unbehagliches Gefühl, so im Halbdunkel zusammen zu sprechen, für Sie wie für mich. — So.“ Er hatte bei diesen Worten die Carcellampe vermittelst des Gegengewichts ihrer Ketten an die Decke gehoben, wodurch das kleine Kabinet mit einem Male hell beleuchtet erschien, dann lehnte er sich gegen das Gesims des Kamins, blickte den

jungen Mann wohlwollend an, und forderte ihn mit einer gefälligen Handbewegung zum Sprechen auf.

Nachdem Herr von Fernow um Entschuldigung gebeten, daß er ein wenig weit ausholen müsse, erzählte er von seinem abendlichen Spaziergang im Parke, von seinem Zusammentreffen mit dem Photographen und wie er durch diesen von jenen beiden Herren erfahren, die vor einigen Tagen auf so geheimnißvolle Art ihre Portraits machen ließen, und wie er aus der näheren Beschreibung ersehen, daß der Eine Baron Rigoll gewesen. Nachdem der Fürst von Anfang an dieser Erzählung des jungen Mannes mit einigem Interesse gefolgt war, ohne gerade viel Spannung zu verrathen, so richtete er sich bei der Erwähnung des Oberstjägermeisters in die Höhe, schlug die Arme übereinander und lauschte begieriger jedem Worte seines Adjutanten. Dieser berichtete hierauf in möglichster Kürze von seinem Aufenthalt auf der Schloßterrasse, von der Erscheinung des Herrn Krimpf, wie er denselben verfolgt und wie es ihm endlich gelungen, jene Blätter zu erhalten.

Mit steigendem Interesse hatte der Regent zugehört und zuweilen den Erzähler mit einem aufmunternden Zuruf unterbrochen. Als nun der Major in seine Brusttasche griff und die beiden Blätter hervorholte, trat ihm der Regent rasch entgegen und nahm sie aus seiner Hand. Das Bild des Oberstjägermeisters warf er hastig bei Seite, als er jedoch das andere gegen das Licht hielt, entdeckte Herr

von Fernow eine außerordentliche Umwandlung auf dem sonst so ruhigen Gesichte des Regenten. Die Züge waren starr und bleich geworden, als er die Photographie angeblickt, er biß die Lippen fest aufeinander und faßte mit der linken Hand nach dem Tische, freilich nicht, um sich daran zu halten, wohl aber um die Decke auf demselben in der geballten Faust zusammenzudrücken.

„Diese Photographien wurden also vor wenigen Tagen hier in der Stadt gemacht?“ fragte der Regent mit bewegter Stimme.

„Vor vier Tagen.“

„Und nicht etwa nach Bildern,“ fuhr er fort, „sondern beide nach den lebendigen Originalen?“

„Beide, Eure Hoheit,“ entgegnete ruhig der Adjutant.

„Ich sah selbst den andern Herrn.“

„Wo sahen Sie ihn? Wo? Warum machten Sie mir keine Meldung darüber?“

„Weil ich ihn nicht kannte, und er mir einfach als Graf Hohenberg vorgestellt wurde.“

„Graf Hohenberg? Das ist ein Incognito zur Unzeit, kein ritterliches! Und wo sahen Sie ihn?“ forschte der Regent mit steigender Heftigkeit.

„Im Hause des Baron Wenden, wo er Seine Excellenz den Herrn Oberstjägermeister suchte.“

„Ah diese Rigoll und Wenden!“ rief der Regent nicht nur zornig aufgeregt, sondern es lag zugleich etwas tief

Schmerzliches im Blicke seiner Augen, ja selbst im Tone der Stimme. Es war ein Moment, wo der sonst so ruhige und feste Mann vergaß, daß er nicht allein in seinem Cabinet war. Doch eine Sekunde genügte, um ihn an die Gegenwart des Andern zu erinnern. Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirn, fuhr sich über das Gesicht herab, und sagte nach einem fast mühsamen Athemzuge: „Sie sind erstaunt, mein lieber Fernow, daß das Portrait einen so tiefen Eindruck auf mich macht. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen das erklären kann, denn ich vertraue Ihnen, wie Wenigen. Vielleicht, —“ wiederholte er mit einem bitterm Lächeln. „Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie sehr ich Ihnen vertraue und da ich es für nöthig halte, Sie au fait zu setzen, will ich mich bemühen, Ihnen mit wenigen Worten zu sagen, in welchem Zusammenhange dieser Mann da mit mir, das heißt mit unserer Familie steht. Es ist der Herzog Alfred von D.“ sagte er und fügte, die Photographien nochmals betrachtend, hinzu: „Er hat sich alt gemacht, der Herzog, recht alt.“ Dann warf der Regent einen Blick in den Spiegel und fuhr fort: „Der Herzog projektirte schon vor einigen Jahren eine Verbindung mit meiner Cousine, der Prinzessin Elise. Das war also noch zu Lebzeiten des seligen Herzogs. Die Prinzessin schlug die Partie aus und — — bereute ihre Weigerung später, wie sie mir nachher, — freilich in Momenten des Zorns und der Aufregung

— wiederholt versicherte.“ — Auch diesen Satz sprach der Regent wieder, wie mit sich selbst redend. „Darauf machte der Herzog seine großen Reisen und jetzt, da er zurückgekehrt ist, scheint er, oder — — Jemand anders, diese Verbindung knüpfen zu wollen — ja Jemand anders,“ fuhr er heftiger fort, „nicht aus Liebe, das glaube und hoffe ich nicht, aber aus Troy und Widerspruchsgeist, unterstützt von den Rathschlägen des Herrn Wenden, Rigoll und Consorten. Ich werde aber Gelegenheit finden, ein Wort mit ihnen zu reden.“

Damit schleuderte der Fürst die Photographie auf den Tisch und schritt im Kabinet auf und ab, bis er plötzlich vor dem Adjutanten stehen blieb, ihm die Hand auf die Schulter legte, und mit einem so weichen Tone sagte, wie der junge Mann ihn nie von ihm gehört:

„Mein lieber Fernow, man sagt, ich sei kalt, verschlossen, ernsthaft, ja finster. Es ist wahr, es ist so meine Art, doch glauben Sie mir, ich kann auch fühlen, tief und schmerzlich fühlen.“ Er wandte sich rasch um, stellte sich wieder an den Kamin, und lehnte seinen Kopf leicht gegen die Wand.

Es herrschte einen Augenblick eine so tiefe Stille in dem Kabinet, daß man auf's Deutlichste nicht nur den klingenden Schlag der Standuhr vernahm, sondern daß der Adjutant auch das leichte Rauschen eines Vorhangs im Nebenzimmer zu hören glaubte. Es war in dem Zimmer, welches an das des Herrn Kindermann stieß.

„Wenn die Prinzessin sich verheirathen will,“ fuhr der Herzog nach einigen Sekunden fort, „wenn sie sich, wie gesagt, vermählen will und die Partie ist passend, wie die mit dem Herzog Alfred, warum denn diese heimlichen Wege? Warum mir, dem Regenten, dem Chef des Hauses nicht geradezu sagen: das sind meine Ansichten, meine Wünsche. Bei Gott, wenn es denn einmal sein muß, so hätte ich die Annäherung doch viel ehrenhafter, ja anständiger herbeigeführt, als diese Herren Wenden und Rigoll; was meinen Sie, Fernow?“

Der junge Mann hatte einen tiefen Blick in das Innere des Herzogs gethan und es war ihm klar geworden, was sich der Regent vielleicht selbst nur ungerne eingestehen mochte: der Fürst liebte die Prinzessin; nicht wie ein junger Mensch, wie er selbst liebte, leidenschaftlich sprudelnd, aber herzlich und innig, und das feste Gemüth des Fürsten verschloß diese Regung vor aller Welt, seine Liebe allein fühlend, die Leiden derselben allein tragend. Der Adjutant war in Träumereien versunken über die seltsamen Geschehnisse des Menschen und fuhr fast zusammen, als ihm der Regent jene Frage vorlegte. Glücklicherweise hatte er die Worte, welche der Frage vorausgingen, verstanden und er antwortete: „darüber kann kein Zweifel herrschen. Doch wenn mir Eure Hoheit eine ganz ergebene Bemerkung erlauben, so hatten Sie vor einiger Zeit die Gnade, mir etwas über den Charakter Ihrer Durchlaucht mitzutheilen, was

mir auf den vorliegenden Fall außerordentlich passend erscheint.“

„Lassen Sie hören,“ sprach aufmerksam der Regent.

„Eure Hoheit sagten damals, daß die Prinzessin mit seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die wir ja Alle an der hohen Dame kennen und verehren, eine außerordentliche Lust zur Intrigue verbinde, daß es ihr nicht möglich sei, einer Sache, für die sie sich interessire, ihren gewöhnlichen Lauf zu lassen, daß es Ihrer Durchlaucht das größte Vergnügen mache, Minen und Gegenminen springen zu lassen, um zu irgend einem Resultat zu kommen, das sie vielleicht auf geradem Wege leichter erreichen könne.“

„Und ich bestätigte meine Worte von damals,“ antwortete der Regent, „ich sprach so eben noch das Gleiche aus. Aber er verletzt mich tief, dieser Mangel an Vertrauen, ja, er thut mir unendlich weh' und ich will mich nicht schämen, das vor Ihnen zu gestehen. — Wir sind ja einmal Vertraute geworden, bester Fernow,“ fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „was ich meines Theils nicht bereue, da ich überzeugt bin, mich in Ihnen nicht geirrt zu haben.“

Damit trat er einen Schritt gegen den jungen Mann und reichte ihm seine Rechte, die jener mit beiden Händen ergriff und ehrerbietig an seine Lippen führen wollte; doch entzog sie ihm der Regent auf eine sanfte Art.

Er strich sich leicht über die Stirn, trat zum Tische,

warf das aufgeschlagene Buch zu und sagte: „Für Ihre Nachricht danke ich Ihnen herzlich. Ich hatte eine Ahnung von dieser Angelegenheit, wußte aber in der That nicht, daß dieselbe schon so weit gediehen sei. Wollen Sie mir noch einen ferneren Dienst leisten, so werden Sie mich außerordentlich verbinden.“

„Es macht mich glücklich, wenn Euer Hoheit über mich befehlen wollen,“ entgegnete der junge Offizier mit herzlichem Tone.

Der Regent blickte auf die Uhr über dem Kamin.

„Es ist beinahe elf Uhr, Sie kennen Baron Wenden gut genug, um ihm, falls er noch nicht zu Bette ist, einen Besuch machen zu können?“

„O ja, Euer Hoheit, ich kann das schon wagen.“

„Gehen Sie also zu ihm, suchen Sie ihn heute noch zu sprechen, und sagen Sie ihm, ich wisse um die geheime Angelegenheit, ich sei sehr ungehalten und geben Sie ihm den freundschaftlichen Rath, — begreiflicher Weise habe ich Sie nicht geschickt, Sie kommen ganz aus eigenem Antriebe — Sie geben ihm also den guten Rath, Ihnen zu entdecken, wie die Sache überhaupt steht. Sagen Sie ihm, dies sei Ihrer Ansicht nach das beste Mittel, seine Krankheit nicht nur augenblicklich aufhören zu machen, sondern auch allenfallsige kleine Wünsche erfüllt zu sehen. — Die Sache ist mir wichtig, lieber Fernow,“ setzte der Regent in fast liebelichem Tone hinzu, „denken Sie nicht, Sie handeln

für den Regenten, denken Sie, es sei für einen Ihrer guten Freunde, dem Sie nach bestem Willen einen Liebesdienst erzeigen möchten.“

„Hoffentlich soll Euer Hoheit mit mir zufrieden sein; ich darf mir wohl erlauben, morgen mit dem frühesten meinen Rapport abzustatten?“

„So früh, als Sie wollen, Fernow,“ antwortete der Regent mit einer freundlichen Handbewegung.

Als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, schaute der Regent einen Augenblick starr vor sich hin, dann drückte er die rechte Hand auf das Herz und that mit fest zusammen gebissenen Zähnen einen tiefen Athemzug.

„Also doch!“ sprach er zu sich selber, „sie hat mich wirklich überlistet! Aber zu welchem Zweck? Das möchte ich wissen. Zu welchem Zwecke? Will sie Herzogin von D. werden? Bah! ich kann und will nicht daran glauben. Und doch — und doch! Diese ganze Intrigue sähe ihr ähnlich, — wenn — ja wenn — sie dieselbe nicht so außerordentlich geheim gehalten hätte. Fernow ist ehrlich. Er hängt an mir und ist keines ihrer Werkzeuge. — Und doch wäre ich unaussprechlich glücklich, wenn er zum Verräther an mir geworden wäre, wenn er auf den Wunsch der Prinzessin mir diese Mittheilung gemacht hätte, wenn sie mich einen drohenden Verlust ahnen lassen wollte, um mich zu einem entscheidenden Schritt zu drängen. — — Aber nein, nein, es ist nicht so. Ich fürchte, ich habe zu lange ge-

zaubert, ein verlorenes Spiel in der Hand. Da Fernow treu ist, ist die Prinzessin in Wahrheit falsch gegen mich. Sie will sich von mir losreißen, sie will Herzogin von D. werden. — Wir wollen sehen.“

Herr von Fernow hatte draußen im Vorzimmer Mühe, sich so schnell, als es nothwendig war, von Herrn Kindermann zu verabschieden. Der alte Herr saß wie geknickt in seinem Lehnstuhle und machte kaum einen schwachen Versuch aufzustehen. Er hatte natürlicher Weise sehr wenig von der Unterredung im Kabinet verloren und ihm, der, wie wir es wissen, für eine Verbindung des Regenten mit der Prinzessin Elise schwärmte, war das, was er erfahren, so überraschend gekommen, daß es ihn ganz niedergeschmettert hatte, und er beim Eintritt des Adjutanten nicht einmal im Stande war, ein ganz gewöhnliches Lächeln auf seine Züge zu zaubern. Er hätte gar zu gern seinem Kummer durch ein Gespräch Luft gemacht, doch legte Herr von Fernow den Finger auf den Mund und sagte nichts als: „Ein dringender Auftrag, Herr Kindermann, morgen das Nähere.“

Dann verließ er eilig das Kabinet des Kammerdieners und trat durch das Vorzimmer in die jetzt schon öden Gänge des Schlosses. Man hörte hier nichts mehr als das taktmäßige Auf- und Abschreiten der Schildwachen und nur dann und wann von weither schallend das Zuschlagen einer Thür.

Jetzt war der junge Mann an eine große Treppe gekommen, wo er hinter einem der dicken Pfeiler stehen blieb, denn droben hörte man Thüren öffnen und sah den Glanz von Lichtern, mit denen ein paar Lakaien eifertig auf den Gang hinausprangen. Jetzt wurden auch Schritte vernehmbar, der Tritt eines Mannes und das Rauschen eines seidnen Kleides.

„Mir scheint,“ sprach der Adjutant zu sich selber, „ich bin heute einmal dazu verdammt, im Schlosse zu lauschen. Ein unangenehmes Geschäft — man erfährt da selten was Gutes. Eigentlich sehe ich nicht ein, warum ich hier verborgen stehen bleiben soll. Was kümmert mich, wer da von den Gemächern der Prinzessin kommt. — Vorwärts.“

Und doch ging er nicht vorwärts. Denn der Klang der Stimme, die jetzt auf der Treppe laut wurde, hielt ihn gewaltsam hinter dem Pfeiler fest. Es war Seine Excellenz der Oberstjägermeister, der in seinem scharfen Tone sagte: „Sie werden nicht so grausam sein, mein Fräulein, um mir zu verbieten, daß ich Sie in meinem Wagen bis an Ihre Wohnung begleiten darf. Ich habe ja das Glück, Ihnen so nahe zu stehen, daß selbst die Oberhofmeisterin Ihrer Durchlaucht, die doch im Punkte des Anstandes fast unmöglich zu befriedigen ist, nichts dagegen einzuwenden hatte, wie Sie droben vernahmen.“

So sprach er, und was er sagte, fiel wie gewaltige Schläge auf das Herz des armen Fernow. Jetzt wußte er, Sachländer. Der Augenblick des Glücks. II. 5

wer neben dem verhafteten Nebenbuhler die Treppen hinabstieg. O wäre der hundert Meilen von diesem Plage entfernt gewesen! Wie ein Kind nach blendendem Blitz entsetzt auf den heftigen Donner Schlag wartet, so lauschte er angstvoll auf ihre Gegenrede.

Ja sie war es. Es war Helene von Ripperda, die aus ihren Dienstzimmern im Schloß in ihre Stadtwohnung zurückkehren wollte. Und wenn sie dem Oberstjägermeister auch zur Antwort gab: „Ich will Sie wahrhaftig nicht bemühen, mein Wagen steht ja ebenfalls bereit,“ wenn sie ihm auch mit diesen Worten seine Bitte verweigern zu wollen schien, so war doch der Klang der Stimme so freundlich, daß der arme Lauscher darob seine Hände zusammenballte. — O, seine Leiden waren noch nicht zu Ende. „Diesmal lasse ich mich nicht abweisen, mein schönes Fräulein,“ sagte die Excellenz lustig, „ich muß Sie sonst bei Ihrer Durchlaucht und sogar bei der Oberhofmeisterin verklagen. Schicken Sie Ihren Wagen weg. Ich erbitte es mir als eine Gunst, — ja, als eine Gnade, Sie in meiner Equipage begleiten zu dürfen.“

„Das dank' ihm der Teufel, daß das eine Gunst ist,“ dachte ingrimmig Herr von Fernow, indem er mit den Zähnen knirschte. „Wenn ich mich sehen liebe? — Doch nein. Was brauche ich zu ihrer Hülfe zu erscheinen, o, dies stolze Mädchen ist selbstständig genug, ihren Willen durchzusetzen. Sie ist nur nachgiebig, wo es ihr gefällt. Fahr' hin!“

Der Klang der Schritte und das Rauschen der sei-

denen Robe verloren sich nach dem Hauptportale zu. Herr von Fernow eilte unwillkürlich nach. Er wußte, daß er die Beiden nicht mehr erreichen konnte, er wollte sich nur das unaussprechliche Vergnügen machen, die beiden traulich beisammensitzenden davonsfahren zu sehen.

Jetzt fuhr ein Wagen vor, man hörte den Tritt herabschlagen, dann die Stimme Seiner Excellenz, welche dem Kutscher die Wohnung des Fräuleins von Ripperda angab, und die Equipage rollte davon. Der arme Adjutant stand in diesem Augenblicke unter dem Hauptportal. Was hätte er um die Stelle des Oberstjägermeisters gegeben! Neben ihr im engen Wagen ruhen zu dürfen, ein freundliches Wort mit ihr plaudernd, vielleicht sanft ihre Hand berührend — o Gott, daß Träumereien, und namentlich Träumereien eines Unglücklichen so extravagant sind!

Ein zweiter Wagen hielt noch bei der Anfahrt, der Wagen der schönen Hofdame. Der Kutscher wollte gerade seine Pferde wenden, um leer in die königlichen Stallungen zurückzukehren, als ihm Herr von Fernow zurief zu halten. Auf den Thürmen schlug es elf Uhr, es war eine gute Strecke bis zur Wohnung des Baron Wenden. Warum sollte er sich nicht erlauben, einen leeren herzoglichen Wagen zu benutzen! Und — woran er wohl dachte, und was ihm einen süßen Schmerz bereitete — ihren Wagen!

Der Lakai, der neben dem Coupé stand, öffnete dem Adjutanten bereitwillig den Schlag, dieser nannte die Woh-

nung des Baron Wenden und warf sich auf das Kissen der linken Seite. Helene pflegte in der rechten Ecke zu sitzen. An sie denkend, legte er seine Hand auf das Polster, wo ihr Kopf gewöhnlich ruhte, und als er hierauf sanft über die schwere Seide hinabfuhr, erfaßten seine Finger mit unaussprechlichem Vergnügen ein feines Battisttuch, welches sie im Wagen gelassen. Daß er es an seine Lippen drückte und es dann, ein glücklicher Dieb, sorgfältig in seine Brusttasche steckte, brauchten wir dem geneigten Leser eigentlich gar nicht zu sagen, doch war dieser kostbare Fund nicht im Stande, seine schmerzliche Stimmung zu verschuchen, vielmehr dachte er immer und immer wieder an den vorausrollenden Wagen, und wenn er zornig sagte: „Warum konnte ich nicht früher das Schloß verlassen?“ so seufzte er in Uebereinstimmung mit diesem Gedanken gleich darauf aus vollem Herzen: „Das war kein Augenblick des Glücks!“

Bierzehntes Kapitel.

Eine goldene Brücke.

Auf die Gefahr hin, dem geneigten Leser den Anfang des ersten Kapitels zu wiederholen, müssen wir ihn doch, dem Lauf unserer wahrhaftigen Geschichte gemäß, am heutigen Abend nochmals zur Wohnung des Kammerherrn Baron von Wenden zurückführen, obgleich wir dieselbe nach dem Diner, und zwar erst vor wenigen Stunden verlassen. Nachdem sich auch der Oberstjägermeister von ihm verabschiedet, hatten Reflexionen über seine Krankheitszustände abgewechselt mit Plänen für die Zukunft, und nebendem hatte der Dienst am Fenster eine nicht unbeträchtliche Zeit in Anspruch genommen. Doch schien der Baron in letzterer Angelegenheit keinen besonderen Schritt vorwärts machen zu können. Denn wenn sich auch das Mädchen zuweilen blicken ließ, sogar flüchtig herniederschaute, so hielt sich Rosa höchstens sekundenlang auf, von irgend einer Bewegung mit der Hand war gar keine Rede, sie sah ernst,

ja, was noch schlimmer war, höchst gleichgültig aus, und alles dies gab dem Kammerherrn Stoff genug zum Nachdenken. Was die beiden erst erwähnten Angelegenheiten betraf, so glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben. Das kühlere Betragen seiner schönen Nachbarin dagegen konnte er sich unmöglich erklären. Sollte sie vielleicht Aufmerksamkeit anderer Art, sollte sie eine Annäherung erwarten und darum des Schmachtens aus der Ferne überdrüssig sein? Seine Eitelkeit wollte so weit nicht gehen. Und doch warum sollte das unmöglich sein! Warum sollte ihm seine schöne Nachbarin nicht in Wahrheit ihre ganze Liebe zugewendet haben? — Ja, und wenn das der Fall war, — und daß dieser Fall in der That denkbar war, das glaubte Herr von Wenden im Spiegel zu lesen, in welchen er in diesem Augenblicke einen mörderischen Blick warf, — so konnte er es seiner Nachbarin nicht verübeln, wenn sie von ihrem Gegenüber endlich einen anderen Beweis der Zuneigung verlangte, als das ewige Anblicken, als das beständige Zeichenmachen mit Hand, Schnupftuch und Blumenbouquets. Dieser Gedanke war dem Kammerherrn so schmeichelhaft, daß er ihm mit Vergnügen nachhing, ja, daß er nach einiger Ueberlegung entzückt von dem Benehmen des jungen Mädchens war. Daß er morgen am Tag Schritte thun wollte, um sie nicht länger harren zu lassen, versprach er sich freilich, war aber noch nicht recht mit sich darüber im Reinen, auf welche Weise er eine Begegnung

bewerkstelligen sollte. Ein Anderer hätte sich vielleicht darüber nicht viel Kopfbrechens gemacht, aber Herr von Wenden hatte einestheils in diesem Punkte etwas sehr Kindliches und andernteils hatten ihn schon traurige Erfahrungen auf diesem Felde der Diplomatie so vorsichtig als schüchtern gemacht.

Daß er bei diesen Betrachtungen sehnlichst auf das Aufhören seines höchsten Orts befohlenen Unwohns harrte, versteht sich von selbst. Noch nie hatte er seine sämtlichen Zimmer mit solcher Ungebuld durchschritten, wie am heutigen Abend. Wie lang wurden ihm die Stunden nach Beendigung seines Diners bis neun Uhr. Glücklicherweise wurde ihm alsdann sein Thee servirt, neben der sprudelnden Maschine schichtete ihm sein Kammerdiener die mit der Abendpost eingelaufenen Zeitungen und Briefe auf, und mit Durchlesung derselben verfloßen eine bis anderthalb Stunden unendlich viel schneller, als wenn er im Zimmer auf- und abspazierend die Zeit tottrat.

Da erschien der Kammerdiener geräuschlos wie ein Schatten im Zimmer, glitt vor den Fauteuil des Barons und präsentirte ihm auf silbernem Teller ein kleines Briefchen, welches so eben draußen abgegeben worden war. Der Hoflakai, sagte er, warte auf Antwort.

Wenn man gelangweilt ist, so ist die Ankunft jedes Briefes erwünscht; ein Schreiben aber, das ein Hoflakai bringt, der obendrein auf Antwort wartet, gehört zu den

interessantesten Erlebnissen eines Kammerherrenlebens. Daß der Baron hastig das Schreiben ergriff, versteht sich von selbst, ebenso, daß er mit Vergnügen die Aufschrift von einer feinen Damenhand sah, und nicht minder, als er auf dem Siegel das herzogliche Wappen erkannte.

Der Kammerdiener zog sich einige Schritte zurück, der Baron rückte die Lampe näher und erbrach in der größten Ehrfurcht das Siegel. Daß der Brief von der Prinzessin Elise kam, hatte er an Schrift und Petschaft erkannt, daß er einen freundlichen Dank enthalte für seine Bereitwilligkeit ihr unbedingt seine Dienste widmen zu wollen, ahnte er; öffnete aber trotzdem in einiger Aufregung das zierlich zusammengelegte Blatt. „Mein lieber Kammerherr von Wenden,“ schrieb die Prinzessin; — die Anrede war gut und viel versprechend, und der Brief selbst mußte seinem Inhalte nach diese Aufschrift wahrhaftig rechtfertigen, ja er mußte interessant und pikant sein; denn das spiegelte sich deutlich in dem seltsamen Gesichtsausdruck, mit dem der Kammerherr das Blatt anstarrte. Auf seinem Gesichte war Ueberraschung, ja einiges Erschrecken deutlich zu lesen. Er durchlief das Schreiben einmal, zweimal, er las es zum dritten Mal. Er schüttelte mit dem Kopfe, er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und las dann zum vierten Male, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt. — Nein, hier war kein Irrthum möglich; da standen die Worte in den ihm wohlbekanntem scharfen und ausdrucks-

vollen Schriftzügen der Prinzessin, klar und bestimmt, ohne eine andere Deutung zuzulassen, als ihren Willen, den sie aufs Klarste ausdrückte.

Die Prinzessin schrieb folgendermaßen; „Mein lieber Kammerherr von Wenden! Durch Baron Rigoll erfuhr ich so eben Ihre freundliche Bereitwilligkeit, mir Ihre Dienste ohne Rückhalt widmen zu wollen. Leider aber sind Sie durch ein ähnliches Anerbieten vor wenigen Tagen in unangenehmen Conflict mit dem Regenten gekommen, was mir indessen Ihre heute ausgesprochene Bereitwilligkeit nur um so schätzenswerther macht. Hören Sie meinen Wunsch, für dessen pünktliche Erfüllung ich Ihnen aufs Dankbarste verpflichtet sein werde. Durch Baron Rigoll erfuhren Sie den Aufenthalt des Herzogs Alfred von D., sowie dessen Absichten auf meine Hand. Die Unterhandlungen sind so weit gediehen, daß ich nur ein einfaches Ja zu sagen brauche, um sie zum Abschluß zu bringen. — Daß sich der Herzog im strengsten Incognito hier aufhält, liegt in dem Benehmen des Regenten, der sich gegen die projectirte Heirath schon vor einiger Zeit ungünstig auszusprechen beliebte. Ob sich dessen Ansichten geändert, möchte ich auf indirektem Wege erfahren. Deshalb wünsche ich, daß Sie dem Regenten, ihm selbst oder noch besser einem seiner Vertrauten die Mittheilung über alles das machen, was Sie in dieser Angelegenheit den Herzog und mich betreffend heute von Baron Rigoll erfuhren, mit Einem Worte, und um es

Ihnen vollkommen deutlich zu erklären, Sie sollen mein Geheimniß dem Herzog verrathen.“

„Wenn ich Sie zu gleicher Zeit ersuche, dieses Schreiben, nachdem Sie es gelesen, dem Ueberbringer wohlverriegelt an mich zurückzugeben, so bitte ich darin kein Zeichen des Mißtrauens zu sehen, sondern mein Begehren den eigenthümlichen Verhältnissen zuzuschreiben, in denen wir uns, vor allen aber ich mich hier befinde, und Sie werden dadurch meinen vollkommen gerechtfertigten weiteren Wunsch verstehen, daß meine Zeilen auf's Allerstrengste unter uns bleiben. In diesem Falle können Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen; im andern aber, den ich indessen bei Ihnen nicht voraussetze, müßte ich Sie desavouiren und, so leid es mir auch vielleicht thun würde, als erbitterte Feindin verfolgen. Elise.“

Dem Kammerherrn war nach viermaligem Lesen dieses Briefes zu Muthe, als befinde er sich in einem schweren Traum, aus dem zu erwachen ihm fast unmöglich wurde. Er griff an seine Stirn, er sah im Zimmer umher, betrachtete Aufschrift und Siegel, aber das blieb unverändert, und wie schon vorhin bemerkt, war der Brief so klar abgefaßt, daß er keiner Mißdeutung unterlag.

„Das ist eine schöne Commission,“ seufzte Herr von Wenden nach längerem Nachdenken. „Teufel auch! warum ersieht sie gerade mich dazu? Wie werde ich Seiner Excellenz gegenüber bestehen! — O, o, gehe Einer vom geraden

Wege ab, lasse sich in Intriguen ein, namentlich in Intriguen, die von Weibern eingefädelt und durchgeführt werden, so hat ihn der Teufel nicht nur bei einem Haar, sondern beim ganzen Schopfe.“ Er war mißmuthig von seinem Fauteuil in die Höhe gesprungen und schritt aufgeregt durch das Zimmer. Vor allen Dingen durfte er die Prinzessin nicht auf Rücksendung des gefährlichen Billets warten lassen; das war in dem Ganzen die ungefährlichste Forderung, und daß sie ein Recht dazu hatte, sah er wohl ein. „Ein Recht?“ sprach er trübe lächelnd zu sich selber, „ein Recht, das sich die Großen dieser Erde nehmen, um selbst im Schatten stehen zu bleiben, um uns nach Gutdünken an das Licht stellen zu können. Sei es darum. Vielleicht bin ich diesmal der Ausübung meiner Theorie näher, als damals bei dem Blumenbouquet; vielleicht ist dies ein Augenblick des Glücks.“ —

Rasch trat er zum Tische, steckte das Billet in ein Couvert, siegelte es sorgfältig, schrieb die Adresse an Ihre Durchlaucht und befahl, als vorsichtiger Mann, den Bedienten eintreten zu lassen.

Es war der ihm und auch uns, geneigte Leser, wohlbekannte Kammerlakai der Prinzessin.

„Wer gab Ihnen den Brief an mich?“

„Ihre Durchlaucht selbst.“

„Um welche Zeit?“

„Es schlug gerade zehn Uhr.“

„Gut, wir haben ein Viertel auf Elf, um halb Elf muß meine Antwort in den Händen Ihrer Durchlaucht sein.“

„Ich habe Befehl, sie selbst zu übergeben,“ entgegnete der Bediente mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Gut — ich danke Ihnen.“

Herr von Wenden entließ ihn mit einer Handbewegung, und der Kammerlakai zog sich, von dem Kammerdiener begleitet, zurück. Der Baron begann wieder von seinen Gedanken getrieben hastig im Zimmer auf- und abzugehen.

„Wenn ich mir die Sache genau überlege,“ sprach er nach einer Pause, „erweist mir die Prinzessin mit diesem Auftrage eine ganz besondere Gunst. Es sind das zwei Fliegen mit einem Schläge. Die Dankbarkeit Ihrer Durchlaucht und die Erkenntlichkeit des Regenten, indem man ihn von einem eigentlich gefährlichen Unternehmen in Kenntniß setzt, das ohne sein Vorwissen betrieben wird. Wahrhaftig es ist mir gerade, als sei ich dem Augenblick des Glücks nahe und brauche diesmal nur zuzugreifen. — Die Prinzessin schrieb, sie dem Regenten selbst zu verrathen, noch besser aber einem seiner Vertrauten. Mit dem Letzteren bin ich mehr einverstanden. Den Teufel auch, es ist kein kleines Unternehmen, eine Prinzessin des Hauses so geradezu zu verrathen und anzulagen! Da gibt es Kreuz- und Querfragen, da will man Quellen und Be-

weise, ich kenne das, und dann hat Seine Hoheit der Regent eine so eigenthümliche Art bei solchen Veranlassungen seinen großen Bart zu streichen, und die Leute anzusehen, eine Art, die gerade nicht encouragirend ist. Spreche ich aber mit einem Dritten, so kann der am Ende hinzufügen, was er will, was geht das mich an, ich brauche nicht für jedes seiner Worte einzustehen.“ — Er hielt in seinem Spaziergange ein, warf sich in den Fauteuil und trank den Rest seines kalt gewordenen Thees. — „Nur der Baron Rigoll macht mir einige Sorge,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „Seine Excellenz sind heftiger Natur. Sie könnten einen Versuch machen, mich sehr hart anzulassen, und den Verrath gegen die Prinzessin als auch gegen ihn selbst begangen darzustellen. Aber ich kann mich auf nichts berufen. Das ist wahr, — ich darf Seiner Excellenz gegenüber nicht einmal von dem Befehle Ihrer Durchlaucht sprechen. O! o, die Sache ist in der That verwickelter, als ich gedacht. — Und an wen soll ich mich wenden? Wer ist ein Vertrauter des Regenten, der mir zugleich so befreundet ist, daß ich unumwunden mit ihm reden kann, daß er meine Lage einsieht, und ehrlich für mich handeln wird? —“ Er beugte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düster vor sich nieder.

„Wie läßt doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „der unübertreffliche Schiller bei einer ähnlichen verwickeltesten Angelegenheit den hochseligen König Philipp sprechen? —“

Ich habe wahrhaftig meinen ganzen Schiller vergessen. Doch nein," er sagt: „Jetzt gib mir einen Menschen gute Vorsicht — du hast mir viel gegeben. Schenke mir Jetzt einen Menschen —

In diesem Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens auf dem Pflaster, der drunten vor dem Hause des Kammerherrn anhielt. Der Kammerdiener, der im Nebenzimmer am Fenster gestanden, meldete durch eine Spalte der Thür, es sei ein Hofwagen angefahren, und fragte an, ob der Herr Baron für irgend jemand zu Hause sei.

„Wenn es einer von meinen genauen Bekannten ist," entgegnete dieser, „so sag' ihm, ich habe mich schon zurückgezogen, du wolltest aber sehen, ob ich noch nicht zu Bette sei.“

Die Thüre schloß sich und der Kammerherr im Fauteuil zurückgelehnt, lauschte aufmerksam. Jetzt sprang Jemand eilig die Treppen hinauf, und gleich darauf hörte er eine Stimme im Vorzimmer: „Ei zum Henker, mein lieber Henri, wenn man so spät kommt, hofft man seine Freunde auch zu Hause zu finden. Sagen Sie dem Baron, wenn er auch schon zu Bette gegangen sei, so würde ich mir doch erlauben, mich einen Augenblick zu ihm zu setzen, es sei ja nicht das erstemal.“

„Es ist Fernow," sagte Herr von Wenden, indem er eine Klingel in Bewegung setzte, die vor ihm auf dem Tische neben den Zeitungen stand. Der Kammerdiener er-

schien augenblicklich, und ließ als ein gewandter Mann jogleich die Thür offen, als er vernahm, wie ihm sein Herr mit lauter Stimme entgegen rief: „Wenn ich mich nicht irre, ist Major Fernow draußen. Ich lasse ihn recht sehr bitten, bei mir einzutreten.“ — „Fernow,“ sprach er zu sich selber, „sollte er's am Ende sein, dem ich meine Sache an's Herz legen könnte —? Ich glaube, ja. Wenn er auch fest zu dem Regenten hält, ist er doch ein ehrlicher Kerl, und man kann sich auf ihn verlassen.“

Der Major erschien auf der Schwelle und sagte zu dem Kammerdiener, der draußen blieb: „Bitte, sagen Sie drunten, daß der Wagen nicht zu warten braucht. Ich gehe zu Fuß nach Hause.“ Dann trat er in's Zimmer und rief heiter, fast lustig: „Du siehst, lieber Wenden, wie sehr ich dich in Affection genommen. Nachdem ich noch vor wenigen Stunden vortrefflich bei dir gespeist, zieht es mich jetzt schon wieder zu dir hin. Nennst du das nicht Freundschaft?“

Der Andere hatte sich erhoben, und indem er dem Eintretenden entgegenging, sagte er ebenfalls recht freundlich: „Es ist in der That schön von dir, daß du einen armen Kranken noch so spät besuchst. Was aber die pure Freundschaft anbelangt, so hoffe ich im Laufe einer Viertelstunde zu erfahren, ob du wirklich ohne Nebenabsichten zu mir gekommen bist.“

„Ach!“ rief der Major, wobei er ein ernstes Gesicht

zu machen versuchte, das aber in der That komisch aussah, „du solltest mich besser kennen. — Uneigenmützig bis zum Exceß!“

„Sehen wir uns, sehen wir uns,“ entgegnete der Kammerherr mit einer Handbewegung und einer Miene, die deutlich sagte: „Lassen wir das gut sein.“

Obgleich Herr von Fernow dieser Einladung augenblicklich Folge leistete und es sich in einer weichen chaise longue so bequem als möglich machte, so hatte er doch die Miene und den Ton der Stimme seines Freundes vollkommen verstanden und wiederholte:

„Nein, ich bin nicht eigennützig, — diese Tugend mußt du an mir loben. Ich opfere mich im Nothfall für meine Freunde.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Andere in gedehntem Tone, wobei er sich langsam in seinen Fauteuil niederließ; „du warst früher ein guter Kerl.“

„Früher?“

„Nun, du wirst dir doch wohl nicht einbilden, daß du im hellen Glanz der allerhöchsten Gnadensonne derselbe geblieben bist?“ meinte der Kammerherr, „deshalb sei ehrlich, was führt dich in so später Abendstunde zu mir?“

„Die Begierde, dich zu sehen.“

„Ah, Redensart!“

„Ich sage dir, du bist unendlich mißtrauisch geworden.“

„Und wenn dem so wäre, habe ich nicht Ursache dazu? Seihe ich nicht hier jetzt schon fast acht Tage, in unangenehmsten Zimmerarrest und keiner meiner Freunde wirft sich für mich in's Feuer, um mich daraus zu erlösen?“ Das sagte er beinahe mißmuthig.

„Davon später,“ erwiderte Herr von Fernow, „vorherhand bin ich wirklich noch hier, um in diesem bequemen Lehnstuhle eine halbe Stunde ausruhen zu können und, wenn du nichts dagegen hast, dazu eine Cigarre zu rauchen.“

„Das hättest du Alles zu Hause haben können,“ entgegnete der Kammerherr, indem er langsam den Fuß der Lampe ergriff und dieselbe fast unmerklich so zu rücken begann, daß er in den Schatten des grünen Schirmes zu sitzen kam, während auf den Andern das volle Licht viel.

Der Adjutant lächelte in sich hinein über dieses Manöver, das er vollkommen begriff, und zündete sich eine Cigarre an, worauf er erwiderte: „Allerdings hätte ich alles das zu Hause auch haben können, aber ohne deine Unterhaltung. Weißt du, daß es schon ziemlich lange her ist, daß wir nicht mehr zusammen sprachen, so was man eigentlich zusammen sprechen nennt?“

„O ja, ich weiß es,“ seufzte Herr von Wenden.

„Seit jenem Tage nicht mehr, als wir zusammen
Saaländer. Der Augenblick des Glücks. II. 6

Dienst im Schlosse hatten, wo du so freundlich warst, mir deine wirklich pikanten Theorien vom Augenblicke des Glücks auseinanderzusetzen.“

„Und womit ich den Teufel an die Wand malte,“ sagte Herr von Wenden. „Der vermeintliche Augenblick des Glücks wurde mir zum Augenblicke des Unglücks. Meinst du nicht auch so?“ setzte er lauernd hinzu.

Der Adjutant hatte seine beiden Hände unter den Kopf gelegt und blickte an die Decke des Zimmers, wobei er behaglich seine Cigarre rauchte. Auf die Frage des Freundes zuckte er mit den Achseln und entgegnete:

„Wer weiß? — Ich kann nicht ganz deiner Ansicht sein. Daß für dich damals ein Augenblick des Glücks nahe war, davon bin ich fest überzeugt, und glaube ebenso sicher, daß der Augenblick unbedeutenden Unglücks, der gleich darauf eintrat, dich vielleicht vor größerem Unglück bewahrte.“

„Darin liegt etwas Wahres,“ antwortete Herr von Wenden nach einem Moment des Nachdenkens, „aber wie ich schon vorhin sagte,“ fügte er sanft lächelnd hinzu, „du hast dich in den acht Tagen außerordentlich gemacht. Ich sehe, du bist im Begriff mir ganz neue Seiten meiner Theorie zu entwickeln. Nur zu!“

„Was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

„Hol' der Teufel dein kindliches Gemüth! Aber jetzt Scherz bei Seite. Wenn du auch nicht mit der Sprache herauswillst, was du eigentlich so spät bei mir suchst, so unterhalte mich armen Gefangenen wenigstens mit der Erzählung dessen, was du von sieben Uhr bis jetzt getrieben. — Denn du hast doch heute Abend etwas getrieben?“ setzte er hinzu, indem er ihn seltsam aus den Augenwinkeln anblitzte.

„Ich habe allerdings getrieben und bin getrieben worden,“ entgegnete Herr von Fernow mit einem leichten Zucken seines Mundes, „aber deine Forderung ist außerordentlich klug, ganz diplomatisch. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.“

„Allerdings.“

„Oder sage mir, wo du warst, so will ich erkennen, was du getrieben.“

„Auch richtig. Aber wenn es Geheimnisse sind, so bin ich nicht so indiscret, deren Mittheilung zu verlangen.“

„Geheimnisse habe ich keine, am allerwenigsten vor dir, und wenn es dich unterhalten kann, so sollst du auch den Punkt erfahren, womit ich mich heute Abend beschäftigt, oder was ich, um dein Wort zu gebrauchen, getrieben. Vorher aber wirst du mir erlauben, daß ich mich in eine ganz bequeme Lage bringe, denn ich bin äußerst müde.“

Bei diesen Worten zog er einen Stuhl zu sich hin, legte die Füße darauf und streckte sich so aus, daß er in der That in seinem Bette nicht hätte bequemer liegen können. Der Kammerherr sah ihm lächelnd zu und lehnte sich ebenfalls so weit als möglich in seinen Fauteuil zurück, was er jedoch hauptsächlich in der Absicht that, ganz in den Schatten zu kommen.

„Also,“ begann der Adjutant, — „du weißt ich fange gern meine Reden mit Also an.“

„Ich weiß das, ich weiß das,“ sagte ungeduldig der Kammerherr.

„In Erinnerung an ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, das es ebenso machte.“

„Meinetwegen.“

„Also ich verließ dich nach deinem famosen Diner und machte, meine Cigarre rauchend, einen Spaziergang. Ich ging in den Schloßgarten und auf die Terrasse, die dir wohl bekannt ist, und fand dort einen jungen Mann, mit welchem ich mich über Leuchtkäfer unterhielt.“

„So, über Leuchtkäfer?“

„Ja, auch noch über andere Sachen. Dann spazierte ich nach der Stadt zurück, ging durch das Schloß und erfreute mich auf der großen Terrasse an dem Duft der Orangen.“

„Das war ein harmloses Vergnügen. Nebenbei hast du wohl an den Fenstern des Schloffes hinaufgeblickt?“

„Das that ich auch, was mich aber hauptsächlich interessirte, war eine Unterredung von zwei Personen, die ich dort ganz zufällig hörte.“

„Wer waren die Personen?“ fragte aufmerksam der Kammerherr.

„Vorderhand müssen sie unbekannt bleiben,“ fuhr der Major fort; „vielleicht entwickelt sich ihr Charakter im Laufe meiner Erzählung.“

„Du sahst sie also im Lauf des heutigen Abends wieder?“

„Ja, ich folgte dem Einen durch mehrere Straßen, schloß mich ihm an und soupirte freundschaftlich mit ihm.“

„Also Jemand aus der Gesellschaft?“

„Das weniger, es war ein Künstler, und da ich von jeher die Kunst protegirte, so nahm ich mich des jungen Mannes recht innig an, und wir tauschten Ideen und sonst noch allerlei mit einander.“

„Das hätt' ich hören mögen,“ meinte Herr von Wenden mit einem fast verächtlichen Zucken der Mundwinkel.

„Gerade für dich,“ sagte Herr von Fernow, der sich stellte, als nehme er die Antwort seines Freundes für vollkommen ernst, „wäre das sehr interessant gewesen; der junge Künstler nämlich sprach auch von dir.“

„So, so? Ich habe ihn vielleicht irgendwo einmal protegirt,“ warf der Kammerherr leicht hin.

Jetzt war die Reihe an dem Adjutanten, auf eine sonderbare Art zu lächeln, was er denn auch nicht unterließ, indem er fortfuhr: „Diesmal irrst du dich, lieber Wenden, der junge Mann ist vielmehr im Begriff, dich zu protegiren.“

„Du bist sehr spaßhaft aufgelegt.“

„Im Gegentheil, aber du bist ein verfluchter Kerl.“

„He?“

„Deine Intriguen bei Hofe lassen dir noch vollkommen Zeit, dich um deine Nachbarschaft zu bekümmern,“ fuhr der Adjutant nach einer Pause fort, während welcher er mit der größten Ruhe die Asche von seiner Cigarre stieß; „du setzt Herzen in Brand, du machst Unglückliche, du schwachtest und läsest schwächen.“

So überraschend es auch für den Kammerherrn war, zu erfahren, daß Herr von Fernow um seine Fensterbeobachtungen wußte, so schmeichelte es ihm doch wieder, für einen Unwiderstehlichen gehalten zu werden. Er spitzte den Mund auf die uns bekannte wohlgefällige Art, und um diesen Ausdruck des Behagens sehen zu lassen, tauchte er auf einen Augenblick aus seinem Schatten hervor.

„Ich sehe, daß mein Berichterstatter Recht hat,“ sagte der Major; „Wenden, Wenden, das soll ein außerordentlich schönes und reizendes Mädchen sein!“

„Ja, sie ist schön,“ versetzte der Kammerherr mit weicher Stimme, und als er dabei die Augen schwächend

gegen das Fenster verdrehte, sah er aus, wie ein vollendetes Geß.

„Aber du hast noch wenig Fortschritte gemacht?“ fragte anscheinend gleichgültig der junge Offizier.

„Es ist unendlich schwer ihr beizukommen,“ erwiderte der Kammerherr mit einem leichten Seufzer; „und dann weißt du auch so gut wie ich, daß ich krank bin, mein Zimmer nicht verlassen darf.“

„Aber vorderhand brieflich —.“

„Du hast gut reden,“ entgegnete lebhaft Herr von Wenden. „Soll ich das Mädchen durch einen von meinen Geseln compromittiren? Ach! ich liebe das nicht. Du kennst mich in dem Punkte besser.“

„Mein Bekannter, mit dem ich soupir,“ sagte Herr von Fernow, wie ohne Absicht, „wohnt in dem gleichen Hause mit dem Mädchen, hat sogar Zutritt in ihre Wohnung.“

„Ein Liebhaber?“ fragte fast eiferfüchtig der Andere.

„Im Gegentheil, lieber Wenden; ein junger, verständiger Mann, der es vollkommen begreiflich findet, daß ein hübsches Mädchen, wie jenes ist, an einem jungen Mann, wie du bist, verzeih' mir die verdeckte Schmeichelei, Wohlgefallen findet. Ein junger Mann, der in der Welt etwas gesehen hat und —“

„Und?“ wiederholte Herr von Wenden sehr aufmerksam.

„Und der für mich Alles unternehmen würde. Doch davon später. Vorderhand muß ich dir weiter referiren. Nach den Ideen tauschten wir reellere Dinge mit einander aus, Dinge, in deren Besitz der junge Mann zufällig gerathen!“

„Werden für mich gleichgültig sein,“ meinte der Kammerherr, der mit seinen Gedanken offenbar bei seiner schönen Nachbarin war.

Der Adjutant hatte unterdessen ruhig seine Cigarre auf den Tisch gelegt, seinen schwarzen Frack geöffnet und zog aus der Brusttasche ein viereckiges Papier hervor, das er behutsam öffnete. Um dies aber zu können, da der Tisch voller Zeitungen und Papiere lag, mußte er diese bei Seite schieben und verrückte dabei die Lampe, gewiß ohne Absicht, aber so, daß nun er im Schatten saß und auf den Andern das volle Licht fiel. Der Kammerherr hatte dem Öffnen des Papiers zugesehen, wie Jemand, dem eine Sache vollkommen gleichgültig ist. Als der Major aber äußerst langsam das Umhüllungspapier entfernt hatte, und der Andere eine Photographie erblickte, da war die Wirkung des Anblicks dieser Photographie auf ihn wahrhaft überraschend, fast erschreckend. Seine süßen Augen, die er in Gedanken an die kleine vorhabende Schwärmerei machte, verwandelten sich mit Einemmale und blickten so starr auf das Blatt, als sähen sie ein Gespenst. Dabei stützte er die Hände auf den Tisch und erhob sich schnell aus seinem

Fauteuil, ohne seine Augen von dem Portrait des Grafen Hohenberg wegzubringen — „Fernow?“ rief er nach einer drückenden Pause, „woher hast du dies Blatt, was soll das bedeuten?“

So gut auch der Major das plötzliche Erschrecken seines Freundes bemerkt, so that er doch gerade, als beschäftigt er sich ausschließlich mit dem Wiederanzünden seiner Cigarre, und erst als er den lauten Ausruf des Andern vernahm, blickte er ihn wie erstaunt an und antwortete lebhaft:

„Was brauchst du zu erschrecken? Ist das nicht das Portrait eines Herrn, den ich bei dir gesehen? Des — — Grafen Hohenberg?“

Wenden sah, daß er sich einigermaßen verrathen und suchte dies wieder gut zu machen, indem er mit affectirter Gleichgültigkeit auf das Blatt blickte. Auch sagte er mit etwas verlegener Stimme: „Du hast Recht, es ist Graf Hohenberg. Aber was du so eben von meinem Erschrecken sagtest, dazu sehe ich eigentlich keinen Grund. Ich kenne diesen Herrn wohl ebenso wenig, wie du selbst und interessire mich durchaus nicht für ihn.“

Er hatte bei diesen Worten das Blatt wirklich in die Hand genommen, doch zuckten seine Finger, so erregt war er, und er konnte sich nicht enthalten, über das Papier hinüber einen flüchtigen Blick auf seinen Freund zu werfen.

„Es wäre in der That besser,“ sagte dieser, „wenn du mir offenherzig geständest, daß dieser Herr sowohl für dich, wie für mich und auch noch für eine dritte hohe Person interessant, außerordentlich interessant ist. Du wirst im Verlauf meines Referats derselben Ansicht werden.“

„So bist du noch nicht zu Ende?“ fragte der Kammerherr fast ängstlich.

„O nein, jetzt kommt das Beste; und das soll dir zugleich einen Beweis geben, wie offenherzig ich gegen dich bin. Nach unserem Souper, nachdem ich diese Photographie erhalten, begab ich mich zu Seiner Hoheit, dem Regenten.“

„Ah!“ rief wirklich erschrocken der Andere, „und er ließ dich vor in später Nacht? — Fernow, du hast den Augenblick des Glücks wohl zu benutzen verstanden.“

„Ich glaube so,“ entgegnete dieser, und setzte mit Beziehung hinzu: „Für mich und meine Freunde. — Ich war also beim Regenten,“ sagte er in leichtem Tone.

„Und der Regent?“ fragte fast athemlos der Kammerherr.

„Der Regent war beim Anblick dieser Photographie augenscheinlich überrascht. Doch du weißt so gut, wie ich, er läßt sich von seinen Ueberraschungen nicht bemeistern, faßte sich auch augenblicklich wieder, dankte mir für meine Nachricht, und sprach: „Gehen Sie sogleich zu Baron Wenden, das ist ein Mann, dem etwas an unserer Gunst ge-

legen ist, und der Ihnen in dieser Sache Aufklärungen geben kann und wird. — Verstehst du das?"

Der Kammerherr war bei dieser Rede seines Freundes in seinen Fauteuil zurückgefallen, aber bei den letzten Worten mit allen Zeichen der Ueberraschung und des Schreckens wieder in die Höhe geschneilt.

„Fernow!" rief er mit zitternder Stimme, „du bist mein Freund. Sei ehrlich und wahr gegen mich. Bin ich verloren oder bin ich es nicht?"

„Du? — verloren?" entgegnete der Adjutant verwundert, „glaubst du denn, daß ich mich herbeiläse, dich auf so etwas vorzubereiten? Und daß meine Vorbereitungen darin bestünden, von deinen Liebchaften zu sprechen? O Wenden, du kennst mich sehr schlecht. Vom Verlorensein ist gar nicht die Rede. Im Gegentheil, ich glaube dir fast mit Bestimmtheit versichern zu können, daß du berechtigt bist, diesen Moment einen Augenblick des Glücks zu nennen, — wenn —"

„Wenn! Ah! ich verstehe dieses Wenn, und Gott sei gedankt, wenn ich es recht verstehe. Wenn Seine Hoheit die außerordentliche Gnade hat, dem gänzlich mit Nezen umgebenen Wilde einen ehrenden Rückzug zu gewähren, dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke zu bauen —"

„Diese Brücke," sprach jetzt sehr ernst der Adjutant, „wird in der That sehr golden sein, wenn ihre Pfeiler Wahrheit und Aufrichtigkeit heißen."

Trotz der gewissermaßen peinlichen Situation, in welcher sich Herr von Wenden befand, zudte es doch, wie ein Gefühl des Triumphes durch sein Herz, da er an den Brief der Prinzessin dachte, und bei sich überlegte, daß die Aufklärungen, die er im Begriff war, dem Regenten für das Versprechen seiner Gunst zu verkaufen, schon durch die nicht zu verachtende Dankbarkeit der Prinzessin im Voraus bezahlt waren, — also in der That zwei Fliegen mit einem Schlage.

Der Kammerherr warf sich in die Brust, und sein Gesicht nahm einen halb wehmüthigen Ausdruck an, als er, die linke Hand auf den Tisch gestützt, nach einiger Ueberlegung sagte:

„So will ich mich denn ohne Rückhalt der Gnade Seiner Hoheit anvertrauen, und das wirst du nicht vergessen, lieber Fernow, bei dem Regenten hervorzuheben. Ich bitte dich, ihm zu sagen, daß ich aus freiem Willen, ohne Furcht vor dem Zorne einer andern hohen Person — der nicht ausbleiben wird,“ — setzte er mit einem Seufzer der Falschheit hinzu, — „alles sagen will, was ich weiß.“

Nun erzählte er in der That, was er von der Anwesenheit des Herzogs Alfred von D. durch den Baron Rigoll erfahren, und sagte eher zu viel, als zu wenig. Denn er schmückte aus, wo es ihm nothwendig erschien, und wenn sich der Adjutant am Schluß ein Resumé dieses Berichtes machte, so stand der Kammerherr Baron Wenden wahrhaftig

in der Glorie eines treuen Dieners des Regenten da, der mit seinem ganzen Einfluß bei der Prinzessin darnach gestrebt, diese nicht gern gesehene Verbindung zu hindern. Als er geendigt, machte er mit beiden Händen eine Bewegung, als wollte er sagen: „Nun bin ich fertig, nicht nur mit dieser, meiner Erzählung, sondern auch für diese Welt. Ich habe mich in die Hände meiner Feinde gegeben, da steh' ich, ein entlaubter Stamm, der keine Blätter mehr treiben wird, wenn Seiner Hoheit Gnaden Sonne nicht wieder wohlthätig auf ihn wirkt.“

Herr von Fernow hatte bei der Erzählung seines Freundes nicht im Geringsten ein erstauntes Gefühl gezeigt. Wenn ihm auch Manches neu war, so hatte er doch den Hauptfaden schon durch die Worte des Regenten erhalten. Nur eins wünschte er noch aus dem Munde des Kammerherrn zu erfahren, weshalb er sprach: „Setze deiner Aufrichtigkeit die Krone auf, lieber Freund, und sage mir, ob Baron Rigoll der Hauptagent bei Eurer Verheirathungsmödie gewesen.“

„Diese Frage könnte mich fast beleidigen,“ entgegnete Herr von Wenden mit einem empfindlichen Blick. „Wo ich handle, pflege ich ziemlich selbstständig zu handeln. Daß Seine Excellenz allerdings seine Dienste der Prinzessin ebenfalls mit Wärme gewidmet, findest du begreiflich.“

„Gewiß sehr begreiflich,“ versetzte Herr von Fernow

nicht ohne Bitterkeit, „für einen so großen Lohn kann man schon etwas riskiren.“

„Aber unsere Dienstgeschäfte sind hiemit zu Ende. Lieber Wenden, du hast das Vertrauen, welches der Regent in dich setzte, glänzend gerechtfertigt. Du wirst aber erstauen, wenn ich dir sage, daß derselbe bereits von der ganzen Geschichte unterrichtet war, und nur wissen wollte, wie weit du in deinem, verzeih' mir den Ausdruck, blinden Eifer gehen würdest, der Prinzessin hinter seinem Rücken zu dienen.“

„Nicht weiter, als ein Mann von Ehre gehen darf, um den Wünschen einer hohen Dame gerecht zu werden und doch nicht gegen den Gehorsam zu verstoßen, den er seinem Landesherrn schuldig ist.“

Das sagte Herr von Wenden mit außerordentlicher Wichtigkeit und nahm dabei die Attitude eines Volksredners an. Er schob die rechte Hand unter seinen seidenen Schlafrock auf die Brust, aber nur einen Augenblick; dann zog er sie wieder hervor und fuhr mit einer gefälligen Bewegung fort: „Von diesen meinen vollkommen guten Gesinnungen gegen den Regenten werde ich mir erlauben dich Schwarz auf Weiß zu überzeugen. Sieh hieher.“

Damit ging er an den Schreibtisch und nahm ein Blatt Papier, das er dem Adjutanten hin hielt. Es war das Concept eines Schreibens an den Regenten, worin er denselben zur Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses

um eine Audienz bat. Herr von Fernow durchflog das Papier und blickte fast zweifelnd zu dem Kammerherrn empor.

„In der That,“ sagte er alsdann, „diese Zeilen kann man auf eine freundschaftliche Art für dich benutzen und ich werde es thun. Vor der Hand aber,“ setzte er lächelnd hinzu, „erlaube mir, dir bestens zu gratuliren, daß deine Gesundheit so plötzlich wieder hergestellt ist. Seine Hoheit wünscht morgen früh beim Rapport von dir selbst zu erfahren, ob dein Leiden ein bedeutendes gewesen oder nicht.“

Dem Kammerherrn entfuhr fast ein leichter Seufzer, als er vernahm, daß sein Zimmerarrest nun aufgehört habe. Nicht als ob ihm dies unangenehm gewesen wäre, aber er sah aus der Art und Weise seines heutigen Gesprächs mit Fernow, wie sehr dieser beim Herzog in Gunst stehen mußte, und fühlte dabei neidisch, wie richtig seine Theorie vom Augenblick des Glücks gewesen.

Als Beide damals vor dem großen Blumenstrauß standen, da hatte Beide das Glück umschwebt; und es lächelte dem, der es richtig erfaßte. Und dies war Fernow gewesen. Hätte er selbst in jenem Augenblick sich statt links zur Prinzessin, nach rechts zum Herzog gewandt, so war die ganze Sache umgekehrt, und er hatte vielleicht einen Gesandtschaftsposten in der Tasche. Ja, das Glück ist launenhaft: es hilft nicht, nur den rechten Augenblick zu begreifen, man muß ihn auch auf richtige Art ergreifen.

„Es scheint mir, deine Genesung macht dir kein besonderes Vergnügen,“ sagte Herr von Fernow, als er bemerkte, wie der Kammerherr in tiefen Gedanken versunken, vor ihm stand. — „Den Teufel auch, ich glaube fast, die Liebe zu deiner kleinen Nachbarin ist dir tief in's Herz gegangen, und es thut dir leid, keinen Vorwand mehr zu haben, um den ganzen Tag am Fenster zu stehen.“

„Meinst du in der That?“ fragte Herr von Wenden; doch war es ihm nicht unlieb, daß sein Freund der Ansicht war, der Zimmerarrest habe ihn in der That nicht so geschmerzt, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Auch hatte es der eitle Kammerherr von jeher geliebt, für einen unerbittlichen Eroberer zu gelten, obgleich seine Eroberungen selten Eroberungen zu nennen waren. Er machte einen vergnüglich gespitzten Mund, strich mit der linken Hand über das glatte Haar und lächelte zu dem andern Fenster hinüber, wobei er einen leichten Seufzer affectirte. „Du hast wahrhaftig nicht ganz Unrecht,“ meinte er, „und wenn du das schöne Mädchen kenntest, so würdest du begreifen, daß es sich um sie wohl einer außerordentlichen Mühe verlohnt.“

„So gib dir außerordentliche Mühe,“ entgegnete Herr von Fernow, indem er seine Uhr herauszog und alsdann lebhaft ausrief: „Was? fast Mitternacht! — Bon morgen an,“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, „hast du vollkommen Zeit und kannst eine weitere Parallele vorschieben, um deine schöne Festung einzunehmen. Wenn ich dir dabei

dienen kann, so weist du, ich thue für einen Freund Alles. — Apropos, sagte ich dir schon, daß jener junge Mann, mit dem ich soupir, in der Wohnung deiner Angebeteten Zutritt hat?“

„Allerdings sprachst du davon.“

„Und auch, daß er sich mir verpflichtet fühlt, und mit Vergnügen bereit sei, mir und in diesem Fall auch dir zu dienen?“

„Ich glaubte, du sagtest so, und dann?“

„Und dann? — Das ist doch eine curiose Frage für einen Kammerherrn in den Zwanzigen, der sich doch auch schon in der Welt umgesehen.“

„Du meinst also,“ sagte zweifelnd Herr von Wenden, „ich soll —“

„Ihr schreiben. Das ist doch ganz natürlich. Wenige Worte, aber fest.“

„Daß ich sie liebe?“

„Andeutend, ja, aber nicht zu extravagant; du bittest vielmehr ganz bescheiden, sie besuchen zu dürfen. Du schreibst in der Art, daß wenn deine Zeilen der Mutter in die Hände fallen, sie sagen muß, das ist ein bescheidener, anständiger junger Herr und wenn der unser Haus besucht, so wird das meiner Tochter keinen Schaden bringen.“

„Du hast Routine in solchen Billets?“ fragte lauernnd Herr von Wenden.

„Im Gegentheil,“ entgegnete Herr von Fernow; „über-
S a d l ä n d e r. Der Augenblick des Glücks. II. 7

haupt weist du mit der Feder besser umzugehen als ich. Mir scheint aber fast, du fürchtest dich durch dein Schreiben zu compromittiren. Wenn du das glaubst, so lassen wir die Sache fallen. Ich habe dir nur meine Bereitwilligkeit zeigen wollen."

Damit stand er auf und nahm seinen Paletot, den er bei der Ankunft auf ein Sopha geworfen.

"Und glaubst du, daß dein junger Mann sicher ist?"

"Er wird es sicher übergeben, daran zweifle ich nicht."

"Und wann?"

"Morgen, wenn es dir genehm ist."

Das sagte Herr von Fernow, wie gelangweilt, in einem fast schläfrigen Tone, wobei er gewaltig gähnte.

"Dann werde ich zwei Zeilen schreiben."

"Wie du willst."

Der Kammerherr setzte sich an den Schreibtisch, kaute einen Augenblick an der Zahne seiner Feder, und als dieselbe nun hastig über das Papier zu fliegen begann, zündete sich der Major zum Nachhausegehen eine neue Cigarre an und knöpfte Paletot und Handschuhe zu.

"So," sprach Herr von Wenden, "kurz und gut. Soll ich es dir vorlesen?"

Der Major nickte mit dem Kopfe und stellte sich neben den Schreibtisch.

"Berehrtes Fräulein! Seit längerer Zeit bin ich so glücklich, Sie an Ihrem Fenster zu sehen, würde aber

beneidenswerth sein, wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen ein freundliches Wort sagen zu dürfen. Sind Sie so gut wie schön, so darf auf eine Antwort hoffen Ihr ganz ergebener Verehrer.“

„Und weiter?“ fragte lachend der Major.

„Weiter nichts!“ antwortete verwundert der Kammerherr.

„Keine Unterschrift?“

„Meinst du vielleicht, ich sollte irgend einen Buchstaben hinsetzen?“

„Du gefällst mir mit deinen anonymen Liebesbriefen. In solchen Fällen, wie der vorliegende, tritt man nicht im Geheimen auf, sondern sehr öffentlich und unterschreibt mit seinem ganzen Namen.“

„O, du spaßest!“

„Nicht im Geringsten. Aber du besitzest eine gewaltige Einbildungskraft! Da soll ein anständiges Mädchen, — denn für das halte ich sie nach deinen Beschreibungen — auf einen Wisch antworten, der keine Unterschrift hat! Nein, nein! Entweder laß die ganze Geschichte fallen oder gib deinen ganzen Namen: Baron Eduard von Wenden.“

„Das ist am Ende compromittirend,“ sagte der Kammerherr; „doch wenn du meinst,“ fuhr er fort, als er sah, wie der Offizier ungeduldig die Achseln zuckte, „soll es mir auch darauf nicht ankommen.“

Er unterschrieb mit einem raschen Federzuge.

„Jetzt hoffe ich, bist du zufrieden: Baron Eduard von

Wenden. — „„Es ist mein ehrlicher Name, es ist meine ganze Zukunft, die ich in Ihre Hände lege.““ —

„Dein Citat ist falsch, lieber Freund,“ sagte der Major, indem er das Billet, nachdem es versiegelt war, einsteckte. „Ich bin nicht der Secretair Wurm, du aber noch viel weniger die unschuldige Louise. — Nun, behüt dich Gott. Morgen sehen wir uns wieder.“

„Ja, bei Philippi!“ entgegnete der Kammerherr mit Bathos. Er begleitete den Freund an die Thür und fragte beim Weggehen desselben fast schüchtern: „Und bekomme ich auf mein Billet eine Antwort?“

„Hoffentlich ja, und zu gleicher Zeit eine Einladung,“ versetzte Fernow lachend, „zu einem Augenblick des Glücks.“

Fünftehntes Kapitel.

Keine Rose ohne Dornen.

Die Appartements Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stießen, wie wir bereits in einem frühern Kapitel erfahren, an den großen Empfangs-, Tanz- und Speisesaal des Schlosses und waren nur durch ein kleines Entrée, sowie durch ein paar Vorzimmer von letzterem getrennt. Eigentlich wäre dies die Wohnung der regierenden Herzogin gewesen, doch hatte es der hochselige Herr vorgezogen, den rückwärts gelegenen stilleren Schloßflügel zu bewohnen und so die Prinzessin in einem Rechte belassen, das sie sich selbst angemast. Wenn man alles genau betrachtete, so war sie, was das innere Leben und Treiben des Hofes anbelangte, die eigentliche Herrscherin. Mit wenigen Ausnahmen ließ ihr der Regent das Vergnügen, die Einladungen zu den Dinern zu bestimmen, und selbst wenn solche Ausnahmen eintraten, wußte sie immer auf eine feine Art die einen

oder andern ihrer Lieblinge, die vielleicht vergessen worden waren, noch nachträglich befehlen zu lassen.

Da der Regent ihren klaren und scharfen Verstand anerkannte, auch ihr Urtheil hochschätzte, so gab er nicht selten große Audienzen an fremde Gesandten und dergleichen in ihren Zimmern und konnte alsdann vielleicht lächelnd zuschauen, wie sie durch ihre pikanten Fragen oder ihre gewandten Bewegungen in jeder Beziehung den Vortritt nahm und er selbst wie die zweite Person neben ihr erschien. Die Herzogin, welche in früheren Zeiten fast den ganzen Tag bei der Prinzessin zubrachte, verließ jetzt ihre Appartements nicht mehr, und daher kam es, daß die der Prinzessin im gegenwärtigen Augenblicke weniger lebhaft als sonst waren, weil diese jetzt meistens im andern Schloßflügel bei ihrer Schwester war. Wenn man die Gemächer durchschritt, welche die Prinzessin bewohnte, so begriff man wohl, daß Jeder gerne darin verweilte. Hier war jedes Zimmer, jedes Kabinet auf's Vortrefflichste benutzt und dabei mit einem Kunstsinne, einem Geschmack arrangirt, der die Einrichtung ebenso fern von Ueberladung, wie von ungebührlicher Einfachheit hielt.

Die Herzogin liebte ihre Schwester außerordentlich, und der regierende Herr hatte ein verhätscheltes Kind aus ihr gemacht. Wo sich nur ein Kunstwerk, sei es ein Bild, sei es eine kleine Statue, sei es eine reiche Broncearbeit, für die Zimmer einer Dame passend zeigte, da wurde das-

selbe für die Prinzessin Elise bestimmt, und die Herzogin trat ihr dergleichen Spielereien, wie sie es nannte, um so bereitwilliger ab, da ihr Sinn das Einfache liebte und deshalb ihre Zimmer auch so bescheiden möblirt waren, wie man sie kaum bei einem wohlhabenden Privatmanne findet.

Das Vorzimmer der Prinzessin neben dem Speisesaal kennen wir bereits. Ueber demselben befand sich ein ähnliches, das an einen Salon stieß, wo Ihre Durchlaucht die kleineren Gesellschaften zu versammeln pflegte. Vergoldete Möbel waren hier freilich nicht zu finden; dagegen waren Sessel und Fauteuils von Palisanderholz, alle reich geschnitz, und nach Zeichnungen von guten Künstlern angefertigt. In den Ecken befanden sich Blumenpartien und kleine Marmorstatuetten und an den Wänden Bilder. Dieser Salon hatte ein einziges großes Fenster, aus einer einzigen riesenhaften Scheibe bestehend, welche durch einen sinnreichen Mechanismus vermittelt des leichten Druckes auf eine Feder in den Boden versank. Vor diesem Fenster befand sich eine Altane, mit einem weißen Marmorbrunnen, der seine klaren Strahlen hoch hinauf sprühte, und diese Altane selbst war durch Schlingpflanzen, die sich zwischen Orangen- und Citronenbäumen empor wanden, zu einer prächtvollen Laube umgewandelt, die an warmen Tagen einen entzückenden Aufenthalt bot.

An diesen Salon stieß ein kleines Speisezimmer, dessen Wände mit geschliffenem Eichenholze bedeckt waren, worin

die Unterscheidungen und Abtheilungen der Felder aus eisenfarbter Bronze bestanden. Aus demselben Metall befand sich auch ein prachtvoller Lustre über dem einzigen runden Tische, der Platz für acht Personen bot. Eine größere Anzahl lud die Prinzessin nie zu ihren kleinen Dinern. Die Thüre war ebenfalls aus Eichenholz auf's Zierlichste geschnitzt, ebenso wie das Buffet, auf dem sich seltene Majoliken und alte reiche Krystallgefäße befanden. Die beiden Fenster dieses Zimmers hatten Vorhänge von dunkel violettem Sammt, welche Stoffe man auch auf den Sesseln und Stühlen sah. Die langen Felder auf der Wand waren decorirt mit in Bronze ausgeführten Wildpret- und Geflügelgruppen, seltenen Kunstwerken, die Thiere und Vögel in einer frappanten Natürlichkeit, welche der regierende Herzog zur Ausschmückung des Speisezimmers der Prinzessin von einem bedeutenden Künstler hatte anfertigen lassen.

Neben diesem Speisezimmer war das Frühstückszimmer der Prinzessin, woselbst sie auch die Damen empfing, welche sie ihres besondern Vertrauens und ihrer Freundschaft würdigte. Hier bestanden die Tapeten aus hellblauem Seidenstoffe und das ganze Ameublement aus Rosenholz. Es war dies ein heiteres, lachendes Zimmer, mit einem großen Bogenfenster, welches eine prachtvolle Aussicht auf die um das Schloß liegende Stadt gewährte. Hohe Epheuwände trennten die beiden Ecken im Hintergrunde dieses Gemachs

und bildeten so zwei reizende Winkel, wohin sich die Prinzessin gerne zum Lesen zurückzog. Deshalb befand sich auch neben diesem Zimmer in einem kleinen Gemach die ausgewählte Bibliothek Ihrer Durchlaucht, reich an guten Ausgaben der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter, besonders aber an prachtvollen Kupferwerken aller Nationen. Neben dieser Bibliothek war dann die Ecke des Schloßflügels, den die Prinzessin bewohnte, und hier war ihr Boudoir, wo sie nur ihre genauesten Bekannten sah und von wo es alsdann in jene Theile ihrer Appartements ging, in Gemächer, über welche wir nur von den Kammerfrauen einige Details erhalten könnten, wenn es für unsere wahrhaftige Geschichte von Interesse wäre. Da folgten sich Toilettenzimmer, Schlafzimmer, Badekabinet, Garderobe, Zimmer der Kammerfrauen, und das Ganze beschloß ein Vorzimmer, in welchem sich die Dame vom Dienst aufzuhalten pflegte, wenn die Prinzessin deren Gesellschaft gerade nicht wünschte.

Das Boudoir nun in der Ecke des Schlosses, welches zugleich Schreibkabinet war, hatte die Prinzessin auf's Zierlichste und Geschmackvollste eingerichtet. Die Wände waren mit rosa und weißgestreiftem Seidenzeug bezogen, und aus den Lambris von edlem Holze traten an jeder derselben einfach edel geschnittene Consolen hervor, die abwechselnd eine schöne kleine Marmorstatue oder eine prächtige Vase trugen. Ein Schmuck dieses Zimmers waren die

beiden Fenster in gothischem Stile, welche aus alten, ausgewählten Glasmalereien bestanden. Vor denselben befanden sich kleine Ruheplätze, welche so construirt waren, daß man sie als Sophas benutzen konnte, wo zwei Personen nebeneinander saßen, und die sich wieder durch eine leichte Handbewegung so wenden ließen, daß sie zwei einander gegenüberstehende Fauteuils bildeten. Die Thüre zur Bibliothek war mit einem vortrefflich erhaltenen alten Gobelin bedeckt, und den Ausgang in die inneren geheimen Zimmer bildete ein riesenhafter Spiegel, der vom Fußboden bis an die Decke ging und sich durch den Druck auf eine Feder leicht herumwandte. Er öffnete sich ebenso geräuschlos, wie er sich wieder schloß. Die Etageres in diesem Zimmer, sowie auch der Schreibtisch waren mit den ausgefechtesten kleinen Kunstwerken in Metall und Porzellan bedeckt, und hier, wo die Prinzessin, wie gesagt, selten jemand den Eintritt gewährte, befanden sich auf den Divans, den Stühlen und Fauteuils Bücher, halbgeöffnete Mappen mit den seltensten Handzeichnungen und Aquarelle, oft in malerischer Unordnung.

Am frühen Morgen des Tages nach der Unterredung mit Herrn von Fernow, nachdem der Adjutant seinen Rapport abgestattet, hatte der Regent die Prinzessin um eine Unterredung bitten lassen; und nach geschehener Anfrage, nachdem auch die gehörige Zeit verflossen, meldete Herr Kindermann, es würde Ihre Durchlaucht außerordentlich

freuen, Seine Hoheit um zehn Uhr zu sehen, bevor sich Ihre Durchlaucht zu der Frau Herzogin begäben. Herr Kindermann hatte das sehr langsam und mit einem Lächeln gemeldet, das für diejenigen, welche diesen würdigen Mann genauer kannten, etwas Forcirtes hatte. Herr Kindermann befand sich in einer gespannten Aufregung. Der Mund des Regenten war verschlossen wie das Grab; glücklicherweise befahl er die Uniform des Leibdragonerregiments, und da hoffte der Kammerdiener schon durch das bekannte Manöver mit dem Säbel zu einer ganz unterthänigen Bemerkung, respektive Frage zugelassen zu werden. Bevor aber noch Herr Kindermann dem Garderobediener die nöthigen Befehle in Betreff der Uniform geben konnte, hatte der Regent schon sich eines Andern besonnen und wünschte einen einfachen bürgerlichen Anzug. Dieser an sich geringfügige Umstand gab dem Herrn Kindermann neuen Stoff zum Nachdenken, und in dieses Nachdenken mischte sich ein gewisser Schmerz, da Seine Hoheit auf die nothwendigen Fragen nur mit Kopfnicken, höchstens mit Ja und Nein antwortete. Schlug das Es-Bouquet-Mittel fehl, so war nichts mehr zu hoffen. Und auch dieses schlug fehl; denn als der Regent den Duft desselben empfunden, stimmte er ihn nicht weich, wie Herr Kindermann sonst zu bemerken pflegte, machte ihn auch nicht nachdenkend, sondern er fuhr hastig mit der Hand über die Stirn, nickte mit dem

Kopfe und sagte laut und vernehmlich: „Gut, wir wollen sehen.“

Ohgleich sich der Kammerdiener als letzten Versuch den Anschein gab, als habe der Regent mit ihm gesprochen, und sich augenblicklich nach den Befehlen Seiner Hoheit erkundigte, so war doch auch damit nichts gewonnen. Der Regent sagte: „Ich danke, es ist nichts, lieber Kindermann.“ Das „lieber Kindermann“ stimmte den alten Herrn fast wehmüthig und er dachte bei sich: „Was nützt mir das „lieber Kindermann“, wenn er gerade thut als sei ich der letzte Schloßknecht und so eben erst in Dienst getreten. Es wäre doch nicht das erste Mal, daß er ein Wort fallen ließe über ein wichtiges Vorhaben. Hat er mich doch schon bei anderen Veranlassungen gefragt: Es ist uns doch heute Morgen keine Spinne begegnet? oder: Was halten wir vom heutigen Tage, Kindermann? Ist er gut oder schlecht? Können wir etwas unternehmen oder lassen wir es lieber bleiben?“

Unterdessen war nichts zu machen. Der Kammerdiener hatte seine Schuldigkeit gethan und mußte dem Herrn von Fernow, auf den er noch seine letzte Hoffnung setzte, das Uebrige überlassen, denn der Major war im Vorzimmer, und als der Regent wenige Minuten vor zehn Uhr hindurchschritt, hörte ihn Herr Kindermann sagen: „Begleiten Sie mich hinaus, Fernow, und bleiben Sie in der Nähe.“ Dabei stiegen Beide die Treppen hinauf, und ehe

sie noch den ersten Stock des Schlosses erreicht hatten, hörten sie Herrn Steppler, der droben wartete, ehrerbietigst husten. Der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht meldete dem Regenten ganz unterthänigst, daß Ihre Durchlaucht sich in ihrem Boudoir befinde und sehr erfreut sei, dort den Besuch Seiner Hoheit zu empfangen.

Warum der Regent bei diesen Worten eigenthümlich, fast schmerzlich lächelte, und warum er einen langen Blick in einen der großen Spiegel des Vorzimmers that, wissen wir nicht ganz genau anzugeben. Er durchschritt leicht und elegant den Salon, Speise- und Frühstückzimmer, die Bibliothek, und wer ihn so dahin gehen sah, aufrechten Hauptes, in der festen militairischen Haltung, den großen Schnurrbart leicht nach oben gedreht, mußte von ihm sagen: „Das ist ein vornehmer und schöner Herr.“

Pünktlich, wie er als Militair gewohnt, ließ er die Glocke in dem Bibliothekzimmer zehn ausschlagen, dann schob er den Gobelin auf die Seite und trat in das Boudoir. Hatte ihn die Prinzessin noch nicht erwartet, oder vorher noch eine Meldung befohlen, genug, sie wandte sich überrascht, fast erschrocken bei seinem Eintritt von ihrem Schreibtisch, vor welchem sie stand, ab und drückte den Deckel eines Stuis, welches sie in der Hand hielt, so heftig zu, daß es laut knackte. Dies entging dem Regenten nicht, und wenn er nicht vollkommen Herr seiner selbst gewesen wäre, so hätte wohl eine leichte Wolke seine Stirn getrübt;

so aber ging er unbefangen und heiter lächelnd auf die Prinzessin zu, welche ihm entgegen kam. Auch nahm er ihre dargebotene Hand und schüttelte sie freundlich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Prinzessin sah reizend aus und schien in der besten Laune zu sein. Ihr reiches blondes Haar war scheinbar ohne besondere Wahl um den Kopf aufgesteckt, doch rahmte es denselben so pikant ein, daß man wohl bemerken konnte, diese Einfachheit sei nicht ohne Absicht. Dazu trug sie ein weißes Morgenkleid ohne alle Verzierung, sehr lang herabfallend und so anliegend, daß man ihre feine zierliche Gestalt auf's Deutlichste sah.

„Es ist schon lange her, mein lieber Vetter,“ sagte sie, nicht ohne einen Anflug von Ironie, „daß ich nicht mehr in den Fall gekommen bin, Ihnen eine kleine Privataudienz bewilligen zu können.“

„Was daher kommt,“ fiel der Regent ihr lächelnd in's Wort, „weil ich es gern zu meinem Studium mache, die Neigungen der Leute, die mir werth sind, zu erforschen.“

Die Fürstin wehrte mit den Händen auf eine komische Art von sich ab und sagte, während sie den Mund ein klein wenig aufwarf:

„Schon wieder Krieg! Ich merke es schon. Euer Hoheit kommen nur immer in feindseliger Absicht zu mir, und da ich das genau weiß,“ setzte sie scheinbar sehr ernst

hinzu, „so muß ich meinen theuersten Vetter bitten, niederzustigen, damit ich nicht gar zu sehr im Nachtheil bin; — eine arme, kleine Figur, wie ich! — Sehen Sie, wie ich den Kopf erheben muß, um an Ihnen hinauf zu blicken. Das ist keine Gleichheit der Waffen!“

Mit diesen Worten war sie auf ihre eigenthümliche Art halb tänzelnd, halb schleifend ganz nahe vor den Regenten getreten, und als sie nun in nächster Nähe ihm von unten herauf in die Augen sah und dabei den kleinen Mund so schelmisch geöffnet hatte, daß man ihre feinen Zähne sah, während sie die Augen eine Sekunde nachher etwas affectirt schläfrig schloß, sagte der Regent mit einem für sie unerklärlichen Seufzer: „Ja, ja, es ist besser, meine theuerste Elise, wenn wir uns niedersetzen.“

„Schön,“ entgegnete sie lebhaft, „und dort auf dem Ruheplatz am Fenster, auf dem Divan nach meiner Erfindung. Ich bilde mir was auf diese Construction ein.“

Sie schoß nach dem bezeichneten Sopha hin, und während sie die Hand auf die verborgene Feder legte, fuhr sie fort: „Aber Sie kennen die Maschinerie?“

„O, ich kenne sie vollkommen,“ sagte der Regent, der ihr langsam gefolgt war. „Es ist eine verkörperte Laune unserer lebenswürdigen Prinzessin.“

„O weh, o weh!“ rief sie mit komischem Ernste aus, „Euer Hoheit sind galant gegen mich; da habe ich wahrscheinlich etwas begangen, und werde eine gelinde Strafpredigt

erhalten. Wenn dem in der That so ist," fuhr sie fort, und dabei blitzte eine kleine Bosheit in ihrem Auge, „so ist es besser, ich drücke hier auf die Feder.“

Sie that so und das Sopha theilte sich in der Mitte und bildete zwei einander gegenüberstehende Fauteuils.

„Sie wollen mich also nicht an Ihrer Seite?“ fragte lachend der Regent.

„Das Gesicht Eurer Hoheit ist mir in der That zu ernst zu einer mir sonst so angenehmen Nachbarschaft. Auch können Sie mich besser ansehen, wenn ich Ihnen gegenüber sitze, das heißt einfach, um zu erfahren, ob die Strafpredigt, die ich erhalten soll, auch ihren Eindruck auf meinen Leichtsinne nicht verfehlt.“

„Sie erwarten also eine Strafpredigt?“ meinte der Regent, nachdem er sich vis-à-vis der jungen Dame niedergelassen. „Also haben Sie ein böses Gewissen?“

„Das hat man Ihnen gegenüber nur zu leicht, verehrtester Herr und Better,“ versetzte die Prinzessin. „Aber Scherz bei Seite, diesmal glaube ich, daß ich Allem, was da kommen mag, mit der größten Ruhe entgegensehen kann.“

Sie hatte sich bei diesen Worten in den Fauteuil zurückgelehnt, und als sie hierauf ihr Gegenüber mit einem festen Blick ansah, so hätte jeder Andere diesen Blick für einen Blick der vollkommensten Unschuld gehalten. Nicht so der Regent. Er wußte wohl, was das seltsame Feuer

zu bedeuten hatte, welches in ihrem Blick glänzte, und warum ihre Lippen fast unmerklich zuckten, aber doch zuckten. Er kannte die Leidenschaft der Prinzessin mit scharfen Waffen zu fechten, und wußte wohl, wie schwer sie aus der Fassung zu bringen war. Sie hatte mit ihrer Rechten über die Schulter hinweg eine der schweren seidenen Quasten genommen, welche an langen Schnüren befestigt waren und zum Zuziehen des Vorhanges dienten, und gebrauchte diese wie einen Fächer, indem sie dieselbe jetzt anhaltend im Kreise drehte, sich so Kühlung zusähehend, und sie dann vor das Gesicht hielt, wobei im letzteren Falle ihre Augen recht schelmisch, ja fast böshast, durch die glänzenden violetten Fäden durchblickten.

„Wir werden in den nächsten Tagen ein Ereigniß bei Hofe haben,“ sprach der Regent mit Beziehung auf die verwitwete Herzogin nach einer Pause; „ich glaube, in ganz naher Zeit. Darnach, wenige Wochen später, wird sich, wie wir beide genau wissen, die Herzogin nach Eschenburg zurückziehen.“

„Ich glaube, das Letztere ist eine ausgemachte Sache,“ erwiderte die Prinzessin aufmerksam; „und wenn ich nicht irre, sind für diesen Fall schon alle Arrangements vorgesehen.“ — Sie ließ die Quaste vor ihrem Gesichte herabhängen, dieselbe dann einen Kreis beschreiben und zwischen den umherfliegenden Fäden warf sie einen scharfen Blick auf den Regenten.

„Allerdings sind alle Arrangements getroffen,“ wiederholte dieser; „doch scheinen wir Alle vergessen zu haben, daß das Schloß von Eschenburg sehr klein ist und kaum Platz für die Herzogin und für Sie, Prinzessin, bieten wird.“

„Für mich?“ fragte sie; „es fällt mir nicht ein, nach Eschenburg hinauszugehen.“

„So haben sich Ihre Ansichten geändert?“

„Ja, es ändert sich Manches,“ erwiderte die Prinzessin mit sehr leiser Stimme.

„Sagten Sie mir damals nicht selbst, es würde Ihre höchste Lust sein, in der Nähe des künftigen kleinen Thronerben zu verweilen?“

„Oder in der Nähe einer kleinen Prinzessin. Richtig, ich sagte so.“

„Und jetzt?“

„Jetzt habe ich bei mir überlegt, oder ich habe mir vielmehr in's Gedächtniß zurückgerufen, wie oft Sie mir gesagt, Sie hielten es für besser, wenn ich meine Schwester mehr ihren eigenen Weg gehen ließe. Ich habe gefunden, daß Sie damals Recht hatten, und will jetzt darin, wie auch noch in manchem Andern, strenge Ihren Rath befolgen.“

Als die Prinzessin dies sagte, war der Ton ihrer Stimme auffallend ernster geworden, und sie ließ die Quaste so gerade vor ihrem Gesichte herabhängen, daß

man von dem Ausdruck ihrer Augen durchaus nichts sehen konnte.

„Nehmen wir uns in Acht!“ dachte der Regent, „sie spielt nicht ohne Absicht mit mir Versteckens! Sie beschattet ihr Gesicht, ich sitze im Lichte; und wir müssen ebenfalls Vorsichtsmaßregeln anwenden.“ Indem er sich, dies denkend, so viel als thunlich war, in seinem Fauteuil zurücklehnte, stützte er den Arm auf die Lehne desselben und legte den Kopf in die Hand.

„Und der zu erwartende Thronerbe soll Ihrer Sorgfalt entbehren?“ fragte er dann mit Beziehung.

„Ob Thronerbe, ob Prinzessin,“ entgegnete Ihre Durchlaucht, „ich bin überzeugt, daß Ihre Bestimmungen die besten und nützlichsten sein werden.“

„Seit wann schenken Sie mir dies Vertrauen?“

„Ich habe nie anders über Sie gedacht, nur bin ich vielleicht zuweilen mißverstanden worden.“

„Ei, Prinzessin!“ nahm der Regent nach einem augenblicklichen Stillschweigen das Wort, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich anfangs, an Ihnen irre zu werden. Sie, eine Liebhaberin des kleinen Krieges, der schon seit längerer Zeit zwischen uns besteht, wollen sich aus Ihren sicheren Positionen zurückziehen und mir das Schlachtfeld allein überlassen? Wie verstehe ich das?“

„Es ist der richtige Ausdruck,“ erwiderte die Prinzessin.

fast ernst, „wenn Sie wie eben bemerken, ich hätte die Absicht, mich aus meinen sichern Positionen zurückzuziehen und Ihnen das Feld hier zu überlassen. — Wahrhaftig es ist so. Ich kämpfte, wenn Sie wollen, aus Laune und um gar nichts.“

„Ah!“ machte der Regent, indem er sich aufrichtete. „Sollte ich Sie verstehen, Prinzessin? Sie kämpften bisher aus Laune, um gar nichts, Sie wollten sich wirklich zurückziehen und mir ohne alle Ursache gewonnenes Spiel geben?“ Er sagte dies lächelnd, doch war sein Lächeln ein schmerzliches zu nennen und, als er gleich darauf leise hinzusetzte: „Ah! in der That, ich verstehe; ich gewinne, um zu verlieren!“ da fuhr er, beinahe heftig, mit der Hand über die Augen, wodurch ihm ein blitzähnlicher Blick der Prinzessin entging, den sie hinter der Quaste auf ihn schleuderte. — Nach diesem Blick, der bedeutungsvoll war, spielte ein zufriedenes Lächeln um ihre Lippen.

„Er hat bereits von der Sache gehört,“ dachte sie bei sich, „wir wollen weiter manövriren, aber unsere Angriffsweise ändern.“

„Sie will mich überraschen,“ sprach der Regent zu sich selber. „Vielleicht weiß sie, daß ich etwas erfahren, und es liegt in ihrem Charakter, mir nicht den Triumph zu gönnen, überhaupt ohne ihren Willen etwas erfahren zu haben.“

„Prinzessin,“ sagte er hierauf, und obgleich er bei diesem Worte lächelte, hob er doch bedeutungsvoll die Hand in die Höhe; „Prinzessin, gewöhnlich zieht man sich nach einer verlorenen Schlacht zurück; sollten Sie eine Niederlage erlitten haben?“

Er betrachtete sie in diesem Augenblick mit einem so festen, ruhigen Blick, daß sie nicht im Stande war, denselben auszuhalten, sondern das Gesicht den gemalten Fenster Scheiben zuwandte, wobei sie wie trotzig die Lippen aufwarf.

„Doch Scherz bei Seite,“ nahm er wieder das Wort, „ich bin eigentlich hierher gekommen, um mit Ihnen über eine Sache zu reden, die —“

„Eine Sache, die mich angeht?“ fragte die Prinzessin im Tone der Ueberraschung, „und die so interessant ist, daß ich deshalb das Glück habe, Eure Hoheit bei mir zu sehen? O, auf eine solche Sache bin ich sehr begierig. Etwas Aehnliches ist lange nicht zwischen uns vorgekommen.“

„Es ist allerdings eine Sache, die Sie interessirt, mich aber auch.“

„Die Sie interessirt, als meinen Freund?“ fragte schelmisch lachend die Prinzessin. „Dafür darf ich Sie doch halten? Als meinen Verwandten? Oder als Chef des Hauses?“

„Als Verwandten, als Ihren Freund, und vor Allem

als Chef des Hauses;" gab der Regent zur Antwort. Dabei erinnerte er sich, wie er am gestrigen Abend gelitten, als ihm Herr von Fernow das Portrait gebracht, und diese Erinnerung warf einen so finstern Schatten über seine Züge, daß die Prinzessin, die dies bemerkte und die Ursache wohl kannte, sich veranlaßt sah, etwas wie Schrecken beim Anblick dieser plötzlichen Veränderung zu affectiren.

„Der Ausdruck Ihres Gesichts," sagte sie, indem sie wie bestürzt ihre Quaste in den Schooß fallen ließ, „könnte mich in der That auf die Vermuthung bringen, als handle es sich um was absonderlich Ernstes; doch bin ich daran gewöhnt," setzte sie mit einer graziösen Kopfbewegung hinzu, „daß der Chef des Hauses auch aus geringfügigen Ursachen sehr ernst sein kann, und ich tröste mich nur durch das Dasein der beiden andern ebengenannten Personen, meines Verwandten und Freundes, die dem gestrengen Herrn mildernd zur Seite stehen werden."

„Allerdings," antwortete der Regent, „haben die beiden Ebengenannten schon manch' Freundliches für Sie gesprochen, beste Niichte, und den Regenten besänftigt, der — doch wozu in die weitere Vergangenheit zurückgreifen, da die nächste Zukunft in der That ernst und fast drohend vor uns liegt?"

„Eure Hoheit könnten mir in der That Angst machen," fiel die Prinzessin mit einem erzwungenen Lächeln ein; „doch

will ich mein Haupt in Demuth neigen und mit zusammengelegten Händen mein Schicksal erwarten.“

Sie führte dies pantomimisch aus und saß in diesem Augenblick da wie ein armes Opfer, welches einen schweren Streich erwartet; doch merkte der Regent wohl, wie sie unter den Augenwimpern zu ihm emporblinzelte und wie etwas wie ein Ausdruck der Zufriedenheit um ihre zusammengepreßten Lippen spielte.

„Wahrhaftig, Prinzessin,“ fuhr der Regent kopfschüttelnd fort; „es wäre das erste Mal, daß Sie Ihr Schicksal ruhig erwarten, und wenn ich denken könnte, Ihre Neue wäre aufrichtig, so würde ich nicht strenge, sondern nur betrübt mit Ihnen reden.“

„Spricht der Regent oder mein Freund?“ fragte die Prinzessin in einem so komisch-demüthigen Ton der Stimme, daß Seine Hoheit sich zusammen nehmen mußte, um ernst zu bleiben. Er dachte aber an den gestrigen Abend, an das Spiel hinter seinem Rücken, an die Photographie, und das Alles machte es ihm möglich, nicht nur eine ernste Miene beizubehalten, sondern sogar finster auszuschaun, trotzdem, daß die Prinzessin ihre schönen lebhaften Augen wie stehend zu ihm erhob, sie aber bei diesem Anblick mit einem tiefen Seufzer niederschlug. Es entstand eine kleine Pause, während welcher die Prinzessin wieder anfang, wie verlegen mit ihrer Quaste zu spielen und dieselbe als Fächer vor dem Gesichte hin- und herzubewegen, während der

Regent, dergleichen verschmähend, sich aufrichtete und fest auf die junge Dame blickte. „Sie werden sich erinnern,“ sagte er alsdann, „daß man vor ein paar Jahren eine Verbindung zwischen Ihnen und dem Herzog Alfred von D. projectirte.“

Ihre Durchlaucht stieß einen leichten Schrei der Ueber-
raschung aus, der so natürlich klang, daß der Regent voll-
kommen dadurch getäuscht wurde.

„Eine Verbindung,“ fuhr er fort, „die Ihnen, meine
theure Nichte, nicht convenirte und die auf Ihren besonderen
Wunsch abgebrochen wurde.“

Die Prinzessin hatte in diesem Augenblicke schweres
Spiel. Sollte sie sich das Ansehen einer gekränkten Ver-
letzten geben, oder sollte sie durchblicken lassen, sie ahne,
was jetzt kommen werde? Nach einer peinlich langen Kunst-
pause entschied sie sich für das Letztere und hielt es nun
der Situation für gemäß, ein klein wenig zusammenzu-
fahren, ja den leichten Ausdruck: „O mein Gott!“ hören
zu lassen.

„Eine Verbindung, die Sie ausschlugen,“ wiederholte
sehr ernst der Regent. „Ich bitte hierauf bei meiner wei-
teren Rede genau zu achten. Hätte man es Eurer Durch-
laucht damals verweigert, eine Verbindung mit dem bezeich-
neten, uns sehr befreundeten Hause von D. einzugehen,
hätte man vielleicht eine Neigung zerrissen, und wären wir
es gewesen, die jene Verbindung für nicht passend und

inconvenabel erklärt hätten, so sände ich es jetzt begreiflich, daß Sie, Prinzessin, selbst hinter meinem Rücken Schritte thun würden, um ein Band wieder herzustellen, an das Ihr Herz mit Liebe denkt.“

„— — Euer Hoheit!“ stammelte die Prinzessin, und als sie nun aufblickte und in das ernste, schmerzgefüllte Auge ihres Verwandten schaute, fiel es ihr nicht schwer, ihre Rolle der Bestürzung fortzuspielen, denn sie sah in den sonst so ruhigen, jetzt heftig bewegten Zügen des Regenten, wie sehr ihm die Sache, von der er sprach, zu Herzen ging.

„Wenn Sie mir etwas entgegen können, Prinzessin,“ sprach er mit tiefklingendem Ton der Stimme, „was meine eben ausgesprochene Behauptung zu widerlegen im Stande ist, so wäre ich Ihnen dankbar dafür. — — Aber Sie können das nicht,“ setzte er bewegt hinzu, „wahrhaftig, Elise, Sie können das nicht. Sie haben kein Wort der Entschuldigung für — Ihr Benehmen. Sie können dem Regenten, dem Chef des Hauses, keine triftigen Gründe angeben, als höchstens — verzeihen Sie mir das Wort — eine wirkliche Neigung zu jenem Herrn, den Sie ja kaum kennen.“

Die Prinzessin hatte ihre Hände gefaltet, und als sie nun leise den Kopf schüttelte, senkte sie ihn tief auf die Brust hinab.

Der Regent hatte die letzten Worte mit steigender

Erregtheit, fast heftig gesprochen, ja er war sogar aufgestanden und hatte das Kabinet einmal durchschritten, doch sah er das Kopfschütteln der Prinzessin und dies ließ ihn tief aufathmen.

„Wenn es keine Reigung ist,“ fuhr er milder fort, „so ist es denn Ihr unglückseliger Gang zur Intrigue, der Sie veranlaßt, Prinzessin Elise, sich mit diesen Rigoll und Wenden einzulassen, — der Ihnen erlaubt, Unterhandlungen einzuleiten, so daß — der Herzog Alfred von D. jetzt, freilich sehr incognito hier in der Stadt weilt.“ Die Prinzessin ließ ihre Quaste los und drückte beide Hände vor das Gesicht. Der leidenschaftliche Ton, in dem der Regent sprach, hatte sie erschreckt, obgleich sie darauf vorbereitet war, und doch ihr Herz freudig berührt.

Der Regent hatte abermals einen Gang durch das Kabinet gethan. Jetzt blieb er neben dem Fauteuil stehen, in welchem die Prinzessin saß, und als er bemerkte, wie sie ihre Augen mit beiden Händen bedeckte, nahm er ihre Rechte, um sie sanft von dem Gesicht zu entfernen.

„O Elise,“ sagte er mit weicher Stimme, „Sie hätten das nicht thun sollen, nicht so hinter meinem Rücken handeln; Sie wissen, wie gern, ja freudig, ich stets Ihre Wünsche erfüllte — freudig erfüllte, selbst einen Ihrer Wünsche,“ setzte er leiser hinzu, „der mir in manchen Beziehungen weh gethan haben würde.“

Als er das sagte, blickte sie zu ihm auf und es war

ein Blick, diesmal nicht schalkhaft, nicht herausfordernd, wie gewöhnlich, sondern es war vielmehr ein tiefer inniger Blick, wie er aus dem Herzen eines Weibes kommt, wenn ihre Brust von einem süßen Gefühle geschwellt wird.

„Doch, das ist nun vorbei,“ sprach er nach einer Pause und sich abwendend. „Glauben Sie mir, Elise, ich bin auch nicht gekommen, Ihnen über Ihr Benehmen Vorwürfe zu machen, wozu der Regent vielleicht ein Recht hätte, sondern ich will einfach und ruhig mit Ihnen überlegen, wie der Wunsch Ihres Herzens auf würdevolle Art, wie sich's für unser Haus geziemt, zu realisiren ist.“

Es lag nicht in dem Charakter der Prinzessin, daß ein tiefer, inniger Blick ihres Auges lange anhielt, selbst wenn auch das Gefühl, das ihn hervorgerufen, fortdauerte. Jetzt schon blickte wieder aus ihrem Antlitze eine kleine Schalkhaftigkeit, und obgleich sie sich nicht enthalten konnte, ihre Hand sanft auf den Arm des Regenten zu legen, so sagte sie doch mit einem Anflug ihrer neckischen Laune: „Verzeihen Sie mir, ich fühle in der That mein Unrecht und dies um so mehr, da mich Ihre edelmüthigen Gesinnungen beinahe niederdrücken, — Ihre Sorge für mein Wohl — Eurer Hoheit Entschluß, meine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn die Erfüllung Ihnen in manchen Beziehungen weh thun würde.“

„So reden Sie, Prinzessin, was soll ich thun?“ fragte düster der Regent.

„Viel und wenig,“ entgegnete fast heiter die Prinzessin und fuhr fort, indem sie ihr Gesicht schmeichelnd zum Regenten erhob, „— das thun, was Sie schon so oft für mich gethan. Meine — vielleicht unbefonnenen Schritte wieder gut machen.“

„So will ich also,“ antwortete der Regent nach einer längeren Ueberlegung, „den Hofmarschall zu Seiner Durchlaucht dem Herzog Alfred senden, ihm anzeigen lassen, daß ich seine Anwesenheit erfahren, und mich so zurückhaltend als möglich nach seinen Wünschen erkundigen. Fällt seine Antwort befriedigend aus, woran ich nicht zweifle, so werde ich ihm gegenüber — es sogar recht zart finden, daß er sich vorher — von der Neigung Eurer Durchlaucht für ihn überzeugte, ehe er öffentliche Schritte that.“

„Hat er sich überzeugt?“ fragte schüchtern die Prinzessin, wobei sie trotz ihrer Keckheit nicht aufzublicken wagte, — „hat er sich wirklich überzeugt?“

„Nach den Schritten, die er gethan,“ sagte der Regent, indem er sich bemühte, sehr fest und ruhig zu sprechen, „muß dies doch wohl der Fall sein. Ja, ich bin der festen Ansicht, der Herzog ist sicher, daß Sie, Prinzessin, mit einem mehr als gewöhnlichen Interesse von seiner Anwesenheit wissen.“

„Glauben das Euer Hoheit in der That?“ fragte, nun alles Ernstes erschrocken, die Prinzessin.

„Daran ist nicht zu zweifeln. Verzeihen Sie mir, Elise,“

setzte er bitter hinzu, „wenn man einmal so weit gegangen ist, Portraits auszutauschen —“

„Nicht auszutauschen“ — sagte die junge Dame in bestimmtem Tone.

„Möglich,“ fuhr der Regent achselzuckend fort, „im vorliegenden Fall ist es sogar genug, wenn der eine Theil das Portrait des andern empfängt — behält — bei sich aufbewahrt — mit Interesse betrachtet.“ —

Er hatte das mit steigendem Tone der Stimme gesprochen, und sie hatte diese Steigerung mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem so entschiedenen Kopfschütteln beantwortet, daß sich der Regent veranlaßt sah, bewegt auszurufen:

„Aber Elise, Sie können sich jetzt noch nicht entschließen, ehrlich mit mir zu reden, und Sie sehen mich doch bereit, allen Ihren Wünschen nachzukommen?“

„Gerade, weil ich ehrlich mit Ihnen reden will, muß ich mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Vorwürfe nicht begründet sind. Sie sprechen von einem Portrait, das ich empfangen. — Möglich, ich lasse mir mancherlei Zeichnungen und Photographieen vorlegen.“

„Ja, — Photographieen.“

„Aber, daß ich das, wovon Sie eben sprachen, behalten, aufbewahrt, mit Interesse betrachtet, davon weiß ich kein Wort.“

Der Regent zuckte mit den Achseln und während er mit

der rechten Hand eine Bewegung der Ungeduld machte, warf er einen bezeichnenden Blick nach dem Schreibtisch hinüber, wo das Etui lag, welches die Prinzessin bei seinem Eintritt so hastig zugebrückt.

Sie folgte seinen Augen, und da sie dies that, fuhr ein freundliches Lächeln über ihre Züge. Sie erhob sich leicht und gewandt von dem Fauteuil, streckte ihre Hand aus und sagte mit so weichem Ton der Stimme, wie man es selten an ihr bemerkte: „Dort liegt das, worauf Ihre Rede zielt. Meinethwegen denn, sehen Sie nach, was es ist.“

„D ich habe es zur Genüge gesehen,“ entgegnete finster der Herzog, „aber ich bitte dringend, Elise, wir wollen nicht von unserem Gesprächsthema abschweifen. Theilen Sie mir Ihre Wünsche mit, und so wahr ich Ihnen immer ein ehrlicher und treuer Freund war, so wiederhole ich Ihnen: ich werde auch jetzt Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht.“

Bei den letzten Worten, die der Regent innig sprach, hatte sie ihr Gesicht von ihm ab gegen das Fenster gewendet, und es war vielleicht der Widerschein des rothen Glases in den bemalten Scheiben, welcher eine tiefe Röthe auf ihren Zügen aufflammen ließ. — Vielleicht! doch hatten sich diese auch seltsam verändert; von Schalkhaftigkeit, Behagen an der Situation war keine Spur mehr auf ihnen zu lesen, ja die Augen hatten ihren muntern Glanz verloren,

sie preßte die Lippen heftig auf einander, wie Jemand, der einen schweren Kampf kämpft, und ein tiefer Seufzer stahl sich aus ihrer Brust empor. — — — Sie ließ den Regenten ziemlich lange warten, ehe sie ihm eine Antwort gab, und diese Antwort bestand darin, daß sie ihre Hand erhob, abermals nach dem Schreibtisch hinzeigte, und mit kaum vernehmlicher Stimme hinzusetzte:

„So betrachten Sie doch das Portrait, das ich einstens erhalten, aufbewahrt, das ich,“ setzte sie stockend hinzu, „in Wahrheit häufig mit Interesse beschaue.“

Der Regent, der das Gesicht der Prinzessin nicht sehen konnte, aber an dem Ton ihrer Stimme wohl merkte, daß Eigenthümliches in ihrem Herzen vorgehe, trat an den Schreibtisch und nahm das Etui in die Hand. Ehe er es aber öffnete, blickte er noch einmal auf die junge Dame, die ihm jetzt ihren Kopf zugewandt hatte, und war erstaunt, das auf ihrem Gesichte zu lesen, was wir eben berichtet. Ja, eine tiefe Erregung, eine wahre Herzensangst sprach sich in ihren Zügen aus. Jetzt, wo er den Finger auf die Feder des Etuis drückte, streckte sie ihm wie flehend beide Hände entgegen, und aus ihren sonst so klaren, lebhaften Augen, die jetzt umbüstert erschienen, traf ihn ein so ungewohnter Blick, so tief und innig, daß er sein Herz erbeben fühlte.

„Ach, Elise, Sie bereuen Ihre Erlaubniß!“

„Nein, nein!“ rief sie; doch es war, als könne sie

nicht mit ansehen, was der Regent in der nächsten Sekunde schauen mußte; denn, indem sie auf den Fauteuil zurücksaß, preßte sie ihr glühendes Gesicht in die weichen Kissen.

Es durchzuckte ihn so sonderbar, als er nun fühlte, wie die Feder dem Drucke seines Fingers nachgab. Das Etui öffnete sich — und er erblickte nicht jene ihm verhaßt gewordene Photographie, sondern — — sein eigenes Portrait, von dem er nicht wußte, wie es in Besitz der Prinzessin gekommen.

Während das und noch einiges Andere, was unsere Leser, namentlich unsere Leserinnen sich gewiß denken können, in dem Boudoir der Prinzessin vor sich ging, spazierte Herr von Fernow eine kleine Weile in dem großen Audienzsaale auf und ab. Seit jenem denkwürdigen Abend hatte er eine außerordentliche Vorliebe für diesen an sich sehr öden Saal gefaßt. Er betrachtete gerne die alten verblichenen Bilder an den Wänden, noch lieber aber die Fensterbänke, vermittelt welcher jene ihr Licht erhielten. Ja besonders für eine gewisse Fensterbank schien er eine wahre Leidenschaft gefaßt zu haben, denn er betrachtete sie minutenlang, träumend und in tiefe Gedanken versunken. Er hob den schweren Vorhang, der an der Seite herabhäng, in die Höhe, nicht um auf den Schloßplatz zu blicken, sondern nur um sich — die Malereien an der Wand zu

betrachten. Dann trat er wieder zurück, nahm seinen Säbel unter den Arm und machte einige Schritte in den Saal hinein. Das große Gemach war so entsetzlich leer, und so leise er auch auftrat, so hallten doch seine Schritte unangenehm wieder. — Mußte er denn gerade in jenem Saale auf- und abspazieren, hatte ihm das der Regent befohlen? — Gott bewahre! Seine Hoheit, als sie in die Zimmer der Prinzessin traten, hatten nur gesagt: Bleiben Sie in der Nähe. — In welcher Nähe? — Natürlich in der Nähe der Appartements der Prinzessin. Die Appartements der Prinzessin aber bestanden, wie er genau wußte, aus der ganzen Reihe der von uns im Anfang dieses Kapitels so schön und ausführlich beschriebenen Zimmer. Der Mittelpunkt dieser Zimmer war der große Salon der Prinzessin, wo sie sich wahrscheinlich jetzt mit dem Regenten befand, und von dort mußte also auch Weite oder Nähe berechnet werden. Wenn er aber hier in dem öden Audienzsaal spazieren ging, so befand er sich ebenso weit von der Person des Regenten, als wenn er sich an's andere Ende der Appartements begab, wo die Dame du jour ihr Empfangszimmer hatte. Das war außerordentlich klar, und sowie sich der Major diesen Gedanken in der That recht klar gemacht hatte, befand er sich auch schon auf dem Corridor, der hinter den großen Sälen lag, und ging wohlgemuth nach der andern Seite des Schlosses, nur in der

Sackländer. Der Augenblick des Glücks. II. 9

einzigen Absicht, die Befehle des Regenten zu erfüllen und in dessen Nähe zu bleiben.

In kurzer Zeit hatte er das Ende dieses Corridors erreicht und als er dort einen Lakaien gelangweilt am Fenster lehnen sah, mußte er unwillkürlich lächeln, denn es war derselbe Lakai, der ihm neulich sein breites Gesicht zwischen den Orangeblüthen gezeigt hatte. Natürlich verschwand aus der Haltung desselben alle Langeweile, als er den Adjutanten Seiner Hoheit auf sich zukommen sah. Er stellte sich mit etwas gekrümmten Rücken in Positur, nahm ein süßes Lächeln an, indem er den Mund spitzte, und rieb sich die Hände, ehe der Major ganz nahe war.

„Wer von den Damen ist im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht?“ fragte dieser mit einem so gleichgültigen Gesichte, als sei es ihm vollkommen einerlei, den Namen der alten Obersthofmeisterin zu hören.

„Fräulein von Ripperda,“ sagte der Lakai.

Der Adjutant nahm eine verdrießliche Miene an und fragte scheinbar überrascht:

„Nicht Ihre Excellenz?“

„Nein, das gnädige Fräulein.“

Herr von Fernow war schon im Begriffe wieder fortzugehen, doch sprach er nach einer kleinen Ueberlegung: „Nun wohl denn, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein.“ Der Lakai verschwand hinter dem schweren Thürvorhange, als sei er von einem sanften Zephyr weggeblasen worden;

ebenso glitt er auch gleich darauf wieder zurück, rieb sich abermals die Hände und sagte mit einer tiefen Neigung des Kopfes:

„Es wird dem gnädigen Fräulein ein Vergnügen sein, den Herrn Major zu empfangen.“

Der Major trat, nicht ohne einige Befangenheit, in's Zimmer und folgte alsdann durch dasselbe dem Lakaien, der neben ihm herkäufelte, der gegenüberliegenden Thüre zu, die er langsam öffnete und hinter dem Eingetretenen wieder schloß.

Helene von Ripperda hatte sich von einem kleinen Lehnstuhl, der am Fenster stand, erhoben und während sie sich mit der Rechten auf die Lehne desselben stützte, hielt sie in der Linken ein Buch, in dem sie so eben gelesen. Das junge Mädchen sah etwas überrascht, doch nicht unfreundlich aus.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ jagte Herr von Fernow, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung näherte, „daß ich mir erlaubt habe, Ihnen einen Besuch zu machen.“

„Sie haben einen Auftrag an mich?“ fragte die junge Hofdame mit einem beinahe ernsten Gesicht.

„Nicht so ganz, mein Fräulein. Wenn ich Sie aber im Geringssten störe, oder Sie sonst Gründe haben, mich nicht zu empfangen, so werde ich mich augenblicklich zurückziehen. Was einen Auftrag anbelangt, so habe ich leider keinen;

bin aber doch, wenn Sie wollen, auf Befehl Seiner Hoheit da."

„Wie verstehe ich das, Herr von Fernow?"

„Seine Hoheit," antwortete der junge Offizier, indem er in dienstlicher Haltung und fast im Melde-ton sprach, „befahlen mir, Ihn zu folgen, als Sie sich so eben zu Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Elise, begaben. Hochdieselben betraten darauf die Appartements und sagten im Weggehen: Bleiben Sie in der Nähe."

Ein fast unmerkliches Lächeln glitt über die Züge des schönen Mädchens.

„Ja, in der Nähe sollte ich bleiben," fuhr Herr von Fernow mit sehr ernstem Gesichte fort, „und da ich mir überlegt, daß der Audienzsaal, wo ich vorhin einen Augenblick war, — der Audienzsaal, mein gnädiges Fräulein," setzte er mit Betonung hinzu, — „noch etwas weiter von den Gemächern der Prinzessin entfernt ist, als diese Zimmer, so erlaubte ich mir ganz gehorsamst, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um — das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden."

„Wenn dem so ist," entgegnete Fräulein von Ripperda mit einer graziosen Neigung des Kopfes, „wenn Sie also im Dienste sind, so muß ich mich denn schon entschließen, Sie für eine kleine Weile da zu behalten."

„Muß? — für eine kleine Weile?" — versetzte der junge Offizier mit einem leichten Seufzer; „wenn Ihnen

diese Freundlichkeit für mich nur nicht zu außerordentliche Mühe macht!"

Bei diesen Worten blickte er nach einem Sitz und manöverirte auf eine Handbewegung Helenens mit einem nahestehenden Fauteuil so geschickt, daß er denselben ohne viel Aufsehen gar sehr in die Nähe der jungen Dame zu bringen wußte. Beide setzten sich, und Fräulein von Ripperda legte das Buch, in dem sie gelesen, neben sich auf den Tisch.

"Ich unterbrach Sie in Ihrer Lektüre, mein Fräulein?"

"Ich durchblättere da eine Gedichtsammlung, die man der Prinzessin heute Morgen zugesandt."

"Etwas Neues?"

"Eine neue Ausgabe. Wenn es Sie interessirt, blicken Sie hinein."

"Ah, ich kenne das," sagte der junge Offizier nach einer kleinen Pause, während welcher er ein paar Blätter umgewandt. "Es sind außerordentlich schöne Sachen, ich schwärme dafür."

„Mein Leben liegt im Abendroth,
Dein's tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Dein's hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach Deinem Glücke
In goldne Fernen weit,

Ich blicke schon zurück
In alte Zeit,“

las er darauf und ließ das Buch sinken, um nach Helene hinüberzublicken, die den Kopf in die Hand gelegt hatte und zum Fenster hinausjah.

„Ja, es ist das sehr schön,“ meinte auch sie, „hübsche Idee, reizende Phantasie.“

„Reizend und traurig, wie man will: reizend für einen Glücklichen, traurig für Jemand, der nicht das Recht hat, so zu denken und zu sprechen.“

Helene wendte ihm ihr Gesicht zu, sie blickte ihn mit den klaren glänzenden Augen an und sagte mit einem Anflug von Wehmuth in der Stimme:

„Herr von Fernow, erzählen Sie mir lieber etwas aus der Stadt. Es ist eigenthümlich,“ fügte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „daß man Ihnen immer die Gesprächsthemas aufgeben muß.“

„O, das ist wahr,“ versetzte er rasch; „ich bin Ihnen gegenüber so geistesarm, so beispiellos arm, — ja, Helene,“ fuhr er mit leiserer Stimme fort, „von einer Armuth, die Sie erschrecken müßte, wenn es mir vergönnt wäre, Sie dieselbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lehren.“

„Und ich habe ja nichts, um Sie reich und glücklich zu machen.“

„Nichts, Helene?“ rief Herr von Fernow leidenschaftlich; „o, Sie haben Alles. Sie brauchen nur Ihre Hand

zu öffnen, um Segen, Reichthum und Glück auf mich niederströmen zu lassen. Aber Sie sind hartherzig. Sprechen wir also lieber von der Stadt."

"Ja, sprechen wir von der Stadt," wiederholte sie leise und drückte ihre schwellenden Lippen aufeinander, um einen leichten Seufzer niederzukämpfen.

"O, in der Stadt ist es sehr schön," sagte er mit erzwungener Lustigkeit, „herrliches warmes Wetter, worüber sich alle Menschen freuen. Man geht spazieren, man reitet spazieren, man unterhält sich über dies und das, wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, über lauter Alltäglichkeiten, die eigentlich nicht der Mühe werth sind, vor Ihnen wiederholt zu werden."

"Sahen Sie Herrn von Wenden?"

"Herrn von Wenden und auch Baron Rigoll," sagte der Major mit einer Verbeugung. „Doch von Letzterem kann ich Ihnen wohl nichts Neues mittheilen, Sie sehen ihn häufiger, als ich."

Es war ein trübes Lächeln, mit dem sie zur Antwort gab: „O ja, ich muß ihn häufig sehen."

„Häufig, ja sehr häufig!" sprach zornig der junge Mann. „O, Helene, ist das zu ertragen? Fühlen Sie, was ich leide?"

Sie nickte mit dem Kopfe und blickte ihn ruhig an.

„Also doch, Sie fühlen es!" fuhr er heftig fort. „Nun, bei Gott, das ist für mich schon ein Trost, eine Erleichte-

zung. Aber Sie fühlen nicht, wie ich, was es heißt, so von ferne stehen zu müssen, wenn er sich Ihnen nähern darf, wenn er berechtigt ist, Ihren Arm in den seinigen zu legen, o berechtigt, wo ich glücklich, selig wäre, wenn ich nur Ihre Hand berühren dürfte! Sie fühlen nicht, Helene, was ich leide, wenn ich Abends zu den erleuchteten Fenstern der Prinzessin aufblicken muß, wo ich weiß, daß auch Sie sind und er, — ja, aufblicken muß, fast verzweifelnd. Denn ich habe Phantasie, Helene, und kann es mir wohl ausmalen, wie er an Ihrer Seite sitzt, wie er das Recht hat, in Ihr liebes Auge zu blicken, verstohlen mit Ihnen zu plaudern, während die andern Damen aus Gefälligkeit gegen das glückliche Paar um so lauter reden!“

„Sie sind zu hart gegen mich, Herr von Fernow,“ sagte das junge Mädchen, wobei sie ihren Kopf so heftig in ihre Hand drückte, daß sich die weißen Finger tief in ihr volles schwarzes Haar vergruben.

„Ja, das thun sie Alle und finden die Vertraulichkeit begreiflich,“ fuhr der junge Offizier mit flammendem Blicke fort, „und wenn ich drunten stehe, in der stillen Nacht, so fühle ich, daß es so ist, — und ich fühle nicht nur, ich sah auch.“

„Was sahen Sie?“ fragte Helene, indem sie sich hastig aufrichtete.

„O, am gestrigen Abend war ich zufälliger Zeuge, daß Baron Rigoll Sie in seinem Wagen nach Hause brachte.“

„Ich mußte so; Ihre Durchlaucht und die Obersthofmeisterin nöthigten mich dazu.“

„Ich weiß, daß Sie genöthigt wurden, — aber daß man Sie nöthigen durfte, das ist es, was mich so grenzenlos unglücklich macht! — Glauben Sie aber ja nicht, daß ich absichtlich in Ihren Weg getreten. Ich kam vom Dienst bei Seiner Hoheit, und Sie können sich bei mir bedanken, mein Fräulein, daß ich mich des Wagens bediente, der Sie hätte nach Hause führen sollen,“ fuhr er fort. Helene blickte ihn fragend an. — „In dem Wagen fand ich ein Taschentuch, das Sie dort liegen ließen und das ich bei mir trage, um es Ihnen auf Ihren Befehl wieder zurückzugeben.“

Indem er dies sagte, hatte er die Hand auf sein Herz gelegt und sah mit einem forschenden und bittenden Blick nach dem jungen Mädchen hinüber. — „Befehlen Sie, daß ich es Ihnen wiedergebe?“

„Aber Sie martern mich, Fernow!“ rief Helene lebhaft aus, „Sie martern mich schrecklich!“

„Ich erwarte ja nur Ihre Befehle,“ versetzte er dringend, „nur Ihre Befehle, Helene, ja, Ihre Befehle, ob ich überhaupt glücklich sein oder entsetzlich elend werden soll. Befehlen Sie also!“ — Das Alles sprach er mit der jähen Hast der Leidenschaft. „Befehlen Sie mir, vor den Baron Rigoll zu treten — o nein! nicht befehlen! Gewähren Sie es mir als die höchste Gnade, die Sie mir gewähren kön-

nen, ihm zu sagen, daß ich Sie liebe und daß auch Sie mir nicht abgeneigt sind. Lassen Sie mich dann zur Prinzessin gehen, ich will sie fragen, warum sie zwei Herzen aus einander reißen will, die sich lieben! Ja, Helene, die sich lieben, ich spreche es aus, ich fühle es, ich sehe es in Ihrem feuchten Blick, ich weiß es aus Ihren eigenen Worten, aus Ihren lieben, entzückenden Worten, die Sie mir an jenem Abende sagten.“

Sie gab ihm keine Antwort, als er so heftig zu ihr sprach, sie hatte ihre Hände vor das Gesicht gepreßt und das leichte Zucken ihres Körpers, welches ihm anzeigte, daß sie weinte, war nicht im Stande, ihn ruhiger zu stimmen.

„Was Ihnen Baron Rigoll bieten kann, kann ich Ihnen freilich nicht bieten, — seinen Stand, seinen Reichthum! Aber dagegen etwas Kostbareres: ein Herz voll Liebe, Helene. — Doch, o mein Gott! ich weiß ja wohl, daß ich da Sachen zu Ihnen spreche, die Sie eben so gut selbst wissen.“

Sie nickte abermals mit dem Kopfe, dann erwiderte sie, indem sie beide Hände von sich abstreckte, in einem Tone der Trostlosigkeit, der über alle Beschreibung schmerzlich war:

— „Ob ich alles das weiß, was Sie mir sagen! — Ob ich es weiß? — Ja, Fernow, es ist ein Abgrund zu

meinen Füßen, vor dem ich zurückschaudere, und in den ich doch stürzen muß.“

„Und wer zwingt Sie dazu?“ rief der junge Mann heftig aus.

„Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Prinzessin, meine Liebe zu ihr, mein Versprechen.“

„Ein Versprechen, das man Ihnen abgezwungen? — O so weit zu gehen, zwingt uns weder Liebe noch Dankbarkeit! Es ist eine Laune der Prinzessin, sie hat den Baron Rigoll zu Gott weiß welchem Zwecke gebraucht, und um ihn an sich zu fetten, sollen Sie das Opfer werden! — Nimmermehr, Helene, Sie sollen sich keiner vorübergehenden Laune opfern. — Nein! nein! Und kann ich auch nicht glücklich mit Ihnen sein, — — mit Dir, o meine Helene, mit Dir, die ich über Alles in dieser Welt liebe, so will ich doch das Band zerreißen, an welchem man dich, du mein herrliches Mädchen, gefangen hält, und du sollst wenigstens frei, wenn auch nicht glücklich sein!“

Er hatte sich bei diesen Worten mit einer raschen Bewegung vor Helene nieder geworfen, ihre beiden Hände ergriffen, und als er dieselben leidenschaftlich an seine Lippen preßte und mit heißen, innigen Küssen bedeckte, war es so gekommen, daß ihr Haupt nieder sank und ihr Haar aufgelöst auf seine Stirne fiel.

„Ja, ja,“ wiederholte er mit dem Tone des tiefsten Schmerzes, „wenn auch nicht glücklich, doch frei!“

„Und warum nicht Beides?“ fragte eine leise Stimme hinter ihnen, eine Stimme, deren Ton Beide erschreckte, eine Stimme, die sie augenblicklich erkannten, deren Klang aber in diesem heiligen Augenblicke nicht im Stande war, beide Liebenden gewaltsam zu trennen. Herr von Fernow erhob sich vielmehr langsam, und wie er sich erhob, legte er seinen Arm um den schlanken Leib des jungen Mädchens, drückte es, wie beschützend, an sich und blickte dabei herausfordernd um sich her, als wollte er sagen: „Welche Macht der Erde ist im Stande, uns jetzt zu trennen?“

Auch Helene schien so zu denken, denn sie widerstrebte nicht, als sein Arm sie umfing; vielmehr glitten ihre Finger an diesem Arm hinunter, bis sie in seine Hand fielen und sich dort mit den seinigen vereinigten. Wohl blickte sie im ersten Augenblicke zu Boden, wohl flog eine tiefe Röthe über ihre vorhin so bleichen Züge, doch blickte auch sie in der nächsten Sekunde empor in das Auge der Prinzessin, die lächelnd neben ihnen stand und auf's Anmuthigste, fast neckend wiederholte: „Und warum nicht Beides, meine Kinder?“

Fernow wußte nicht, wie ihm geschah. Ja, die Prinzessin mußte diese Worte ehrlich meinen. In solchen Augenblicken zu spotten, wäre ja ruchlos gewesen. Und aus dem Blick ihres Auges leuchtete auch nichts wie Spott hervor, es lag vielmehr etwas wie Glück, wie Freude, ja Seligkeit in dem feuchten Glanze desselben. Sie meinte

es ehrlich mit den Beiden. Näherete sie sich doch mit leisen Schritten denselben, legte ihre Hand sanft auf die Schulter des jungen Mädchens und küßte sie auf die Stirn, als diese das glühende, thränengeneigte Gesicht zu ihr erhob.

„Träume ich denn?“ sagte Helene nach einer süßen Pause. „Träume ich, Euer Durchlaucht? Und werde ich zu neuem Leide erwachen?“

„Nein, nein, es ist kein Traum, mein Kind,“ erwiderte die Prinzessin. „Du hast mir selbst einmal gesagt, daß es Augenblicke im Menschenleben gibt, wo das Glück mit einem Male auf uns niederfällt.“

„Gewiß, Euer Durchlaucht!“ rief der junge Offizier entzückt, „es gibt solche Augenblicke des Glücks.“

„Für Euch Beide, die ich gerne habe, eben jetzt,“ antwortete die Fürstin. Dann setzte sie mit leiser Stimme, zu Helenen allein gewendet, hinzu: „für mich vor wenigen Minuten.“

Obgleich ihr Fräulein von Ripperda fragend in das Gesicht blickte, so mußte sie doch den Sinn der eben gesprochenen Worte verstehen; denn sie faltete ihre Hände, drückte sie auf ihre heftig athmende Brust und sprach:

„Wie mich das froh macht!“

Es gibt Augenblicke des Glücks, die so unverhofft kommen, und so bedeutend sind, daß wir sie ohne weitere Frage in unser Herz aufnehmen, daß wir nicht wagen, eine Bemerkung über das Erlebte zu machen, aus Furcht,

ein solcher Augenblick des Glücks möchte dahin flattern, wie ein schöner Traum. So war's dem jungen Offizier zu Muth, und als er nun sah, wie die Prinzessin bei Helenen seine Stelle einnahm, das heißt, wie sie ihren Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, und ihr Haupt auf deren Brust niedersinken ließ, da sagte er denn mit flehender Stimme:

„Euer Durchlaucht, in Ihren Händen liegt das Geschick zweier Herzen, die selig sind, ihr Glück durch Sie zu empfangen, und die ewig für Sie schlagen werden in Zuneigung und Ehrerbietung!“ Damit zog er sich leise zur Thüre zurück, und als er durch das Vorzimmer schritt, jubelte es in ihm laut und freudig: „Das war der rechte Augenblick des Glücks!“ Auch beging er in diesem Augenblicke des Glücks noch eine kleine Thorheit. Er riß das Taschentuch Helenens, welches er unter der Uniform auf der Brust trug, hervor und bedeckte es mit unzähligen, leidenschaftlichen Küßen.

Als die Thür des Vorzimmers hinter ihm in's Schloß fiel und er auf dem Corridor dahinging, war ihm zu Muth, als hätte er Flügel und schwebte nur so dahin auf dem Fußboden. Wie aber in der Welt dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so harret unser gewöhnlich auch eine kleine Abkühlung, wenn wir uns im höchsten Stadium der Freude und des Glücks befinden. Diese Abkühlung des Herrn von Fernow im gegenwärtigen

Momente erschien in der Person des händereibenden Lakaien, der sich ihm süßlächelnd näherte und mit kispelnder Stimme meldete: „Seine Excellenz, der Oberstjägermeister, Herr Baron von Rigoll, hätten den Herrn Adjutanten auf zwei Worte in den Audienzsaal.“ Dorthin ging denn auch der junge Offizier und schritt gar nicht so zögernd und ängstlich, wie vor einer halben Stunde. Was kümmerten ihn jetzt alle Rigoll's der ganzen Welt! Ja, er hoffte sogar, Seine Excellenz möchten die Gnade haben, sich speziell um ihn zu bekümmern und er war in der Verfassung, dem Baron, wenn ihn dieser mit bekannnten Fragen beehren würde, vollkommene Aufklärung zu geben und nichts vorzu-enthalten. — —

Der Oberstjägermeister stand in dem Audienzsaal in der uns wohlbekannten Fensternische. Er wandte sich beim Eintritt des Herrn von Fernow um, und wenn auch um seine zusammengekniffenen Lippen das ewige lauernde Lächeln spielte, so blickten doch seine Augen etwas zu starr, um freundlich auszuschaun, und dazu spielte seine Gesichtsfarbe noch stärker, als gewöhnlich, in's Gelbliche.

„Euer Excellenz haben mich befohlen?“ sagte der Adjutant, indem er sich dem Baron rasch genähert, der ihm nur wenige Schritte entgegenkam und ihm antwortete:

„Von Befehlen kann keine Rede sein, Herr Major. Ich habe Sie nur um zwei Worte gebeten.“ Der Oberstjägermeister blickte einen Augenblick durch's Fenster, dann

aber drehte er sich mit einer hastigen, zuckenden Bewegung wieder gegen den jungen Mann und sagte mit einem unangenehm verzerrten Gesichte und einem schneidenden Tone:

„Herr von Fernow — Sie erlauben,“ unterbrach er sich selbst, „daß ich Ihren Titel weglasse, — da auch ich bitte, den Oberstjägermeister bei Seite zu setzen und sich für einige Augenblicke nur mit dem Baron Rigoll zu beschäftigen. — Herr von Fernow, Sie haben sich in den letzten Tagen ein Vergnügen daraus gemacht, sich etwas sehr auffallend mit meinem Thun und Lassen zu beschäftigen. Sie haben Leute, die ich in meinem Interesse gebrauchte, für sich zu gewinnen gewußt, Sie haben sich in den Besitz meiner kleinen Geheimnisse gesetzt und haben das, was Sie auf Umwegen erfahren, getreulich Seiner Hoheit, dem Regenten rapportirt.“

„Herr Baron!“ rief der junge Offizier, indem er einen Schritt zurücktrat, — „Sie führen eine eigenthümliche Sprache!“

Ogleich er auf eine Scene mit dem Oberstjägermeister gefaßt war, so fiel ihn derselbe doch so ohne alle Vorbereitung an, daß er unwillkürlich nach der Hand seines Gegners blickte, ob derselbe im nächsten Moment nicht ein Paar Pistolen aus der Rocktasche ziehen würde.

„Wenn Ihnen das Wort „rapportirt“ nicht gefällt,“ fuhr Jener mit einem malitösen Aufwerfen seiner Lippen

fort, so sagen wir lieber, Sie haben meine Geheimnisse dem Regenten verkauft.“

Herr von Fernow blickte im Saale umher, suchte die Aehseln und schwieg.

„Ich bin nicht der Mann,“ sprach Herr von Rigoll mit zitterndem Munde weiter, wobei seine Augen sonderbar zwinkerten, „der es ungestraft hingehen läßt, wenn junge Leute, die anfangen sich zu fühlen, meine Wege durchkreuzen, um das, was ich mühsam vorbereitet, mit ungeschickter Hand auseinanderzuziehen und unüberlegt zu Boden zu treten.“

Herr von Fernow lächelte spitz, als er dem Oberstjägermeister die Worte erwiderte: „Herr Baron von Rigoll, es thut einem jungen Manne, der eben anfängt sich zu fühlen, in der That außerordentlich weh, einem älteren Herrn, wie Guer Excellenz, der nicht nur den Ton bei Hofe, sondern auch den Ton der gewöhnlichen allgemeinen Schicklichkeit genau kennen sollte, sagen zu müssen, daß Ausdrücke, wie die, deren Sie sich soeben bedienten, unter Männern von Ehre nicht gebräuchlich sind, und daß es, nebenbei gesagt, verzeihen Sie mir das Wort, sehr wenig überlegt ist, sie in diesen Räumen hören zu lassen. Was ich gethan, habe ich zu verantworten. Finden Sie sich durch mein Benehmen irgendwie gekränkt, so werde ich, um Ihnen, der so hoch im Range steht, den gebührenden Vortritt zu lassen, bis heute um zwei Uhr auf Ihre weiteren Wünsche warten.“

Sollten Sie aber diese Wünsche bis zu der angegebenen Zeit nicht auf's Deutlichste ausgedrückt haben, so werde ich mir nach zwei Uhr erlauben, einen meiner Freunde zu Eurer Excellenz zu schicken."

Der Major hatte dies in dem ruhigsten, aber bestimmtesten Tone gesagt und nur dann seine Stimme erhoben, wenn der Oberstjägermeister, dessen Gesichtsfarbe anfang in's Grünliche überzugehen, unter heftig zuckenden Bewegungen der Hände und Füße Miene machte, ihm in's Wort zu fallen.

"Das ist's, was ich gewollt!" sprudelte er jetzt hervor; „Sie oder ich; und das ist es ja auch, wornach Sie trachten. Ah, Herr von Fernow, ich bin freilich der ältere Herr und Sie der jüngere Mann, der gewandt ist im Aus- holen von Geheimnissen; auch gewandt im Wegnehmen eines Taschentuches, welches die Damen in ihrem Wagen liegen lassen, ja dieses Taschentuches,“ fuhr er mit schäumendem Munde fort, indem er auf das Tuch des Fräuleins von Ripperda wies, welches der Major zu verbergen vergessen hatte. „Doch sollen Sie nicht glauben, daß mich kleinliche Eiferjucht treibt, oder daß ich Ihnen das Feld räume, auch wenn hundert Schnupftücher meiner Braut in Ihren Händen sind. Es ist ungeheuer leicht, ein wehrloses Mädchen zu compromittiren.“

Dies letzte Wort durchzuckte den jungen Offizier, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er biß sich die Lippen

fast blutig, zog den Athem mühsam an sich und that einen raschen Schritt vorwärts gegen den Mann, der es wagte, an einem Ort, wie der, wo sie sich befanden, ihn so grausam zu beleidigen. — Glücklicherweise aber war es der Oberstjägermeister, der ihn durch eine hastige Bewegung rückwärts eben so schnell wieder calmirte, als er den flammenden Zorn des Majors erregt hatte. Ja, Seine Excellenz trat fast hinter die Fenstervorhänge, streckte die rechte Hand von sich und rief erschreckt aus:

„Ich bin wehrlos und Sie bewaffnet. Vergessen Sie aber nicht, daß wir im Schlosse sind!“

Wie gesagt, diese heftige Bewegung des Oberstjägermeisters ließ allen Zorn des jungen Mannes plötzlich verschwinden, seine Muskeln spannten sich ab, und indem er in einem verächtlichen Tone sagte: „In der That, ich werde es nicht vergessen, wo wir sind, und wen ich vor mir habe!“ wandte er sich ohne Verbeugung, ohne Gruß um und verließ mit raschen Schritten den Audienzsaal. Trotz alledem aber pochte ihm das Herz doch gewaltig, als er über den Corridor ging und die Treppen hinabstieg, die zur Wohnung des Regenten führten. Es war gut, daß der Weg, den er zu machen hatte, ziemlich lang war und daß er sich deshalb so weit beruhigen konnte, um ganz gefaßt in das Zimmer des Herrn Kindermann einzutreten. Mit einem aufgeregten verstimmtm Wesen hätte der junge Offizier auch durchaus nicht in die Nähe des alten Kammer-

dieners gepaßt; denn dieser saß in der rosenfarbigsten Laune in seinem Lehnstuhle und sprang beim Anblick des Adjutanten mit einer gar possirlichen Tanzbewegung in die Höhe.

„Herr von Fernow,“ sagte er, indem er freudig die Hände zusammenschlug, „ich glaube, wir haben heute einen ganz vortrefflichen Tag. Ich habe etwas erlebt, was seit langen Jahren nicht mehr geschehen ist. Seine Hoheit haben mich vorhin an diesem meinem rechten Ohrfläppchen gezupft und dazu gesagt: „„Kindermann, wenn wir nicht so ein altes schwatzhaftes Weib wären, so sollten wir erfahren, daß wir heute einen Augenblick des Glücks gehabt haben.““ Nun wissen Sie, Herr von Fernow, der Regent das sagen und ich meine Schleusen aufziehen, das war eine Sache des Handumdrehens. Vor Ihnen habe ich keine Geheimnisse. Sie gehören von jetzt ab zum innern Haushalte; wissen Sie also“ —

Der Ton der Klingel aus dem Kabinet des Regenten unterbrach den redseligen Kammerdiener. Er hüpfte hinter die Vorhänge, und als er wieder zurückkam, machte er eine bezeichnende Handbewegung nach der Thüre des Kabinetts, wobei er flüsternd sagte:

„Morgen mehr. Ich habe ein paar Ausgänge zu machen. Seine Hoheit ist so vortrefflich gelaunt, daß, wenn Sie sich heute eine Gnade ausbitten, er Ihnen nichts abschlagen wird.“

In der That saß auch Seine Hoheit in sehr froher

Stimmung, die auf seinem Gesichte wiederstrahlte, vor seinem Schreibtische. Beim Eintritt des Offiziers streckte er ihm die Hand entgegen, was er bisher nie gethan, und sagte verbindlich:

„Ich danke Ihnen, lieber Fernow, für Ihre guten und getreuen Dienste. Ich denke eifrig an eine Belohnung für Sie und werde suchen, die Hindernisse, welche sich noch entgegenstellen, auf die Seite zu räumen. — Wenn Sie nach Hause fahren, so thun Sie mir die Liebe, und passiren bei Wenden. Ich will ihn vor der Tafel sprechen. — Apropos, erinnern Sie sich noch des Abends neulich, als Sie ungerufen in mein Kabinet kamen. Ich glaube, das war für uns zwei eine gute Begegnung.“

„Für mich wenigstens war es ein Augenblick des Glücks,“ sprach der junge Mann mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „denn das Vertrauen, welches mir Eure Hoheit bewiesen, hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht.“

„Zum glücklichsten vielleicht noch nicht,“ entgegnete lächelnd der Regent; „aber was nicht ist, kann noch werden. Wenn Sie es nur in Ihrer wichtigsten Angelegenheit mit einem andern Charakter, als mit dem des Baron Rigoll, zu thun hätten! — Doch hoffen Sie auf die Zukunft, wir wollen sehen.“

Der Regent wandte sich nach einer freundlichen Handbewegung wieder zum Schreiben um, und der junge Offizier verließ das Kabinet und gleich darauf das Schloß. Als er

an einer Nebenthüre in seinen Wagen stieg, fuhr eben die Equipage Seiner Excellenz des Oberstjägermeisters davon.

„Kein Licht ohne Schatten,“ sprach der Major achselzuckend zu sich selber; „keine Rose ohne Dornen; aber was auch kommen mag, für heute soll mir nichts die Erinnerung trüben, an den da oben genossenen wunderbaren Augenblick des Glücks.“

Sechzehntes Kapitel.

Rosa.

Herr Krimps bewohnte eine Dachstube, die ziemlich einfach möblirt war. Dieselbe lag in stiller Einsamkeit im vierten Stock des uns wohlbekannten Hauses in der Pfahlgasse, weshalb der Bewohner von Besuchen nicht sehr gestört wurde; ja, die beinahe einzigen lebenden Wesen, die sich hier oben sehen ließen, war der Vater einer gegenüber wohnenden Sperlingsfamilie oder ein paar Ragen aus der Nachbarschaft. Diese Stille und Ruhe neben dem etwas starken Bordeaux, den der kleine Maler an jenem Abend zu sich genommen, war denn auch wohl Schuld daran, daß er am darauf folgenden Morgen länger als gewöhnlich schlief. Herr Krimps war sonst, namentlich während des Sommers und Herbstes, sehr frühzeitig auf und liebte es, die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne zu begrüßen. Daß er dies aber, wie unzählige andere Menschen, mit freudigen Gefühlen that, können wir grade nicht behaupten;

vielmehr blickte er mürrisch auf die schattenerfüllten Straßen, und wenn sich droben am Kirchturmdach das erste Sonnen-
gold zeigte, so zuckte er mißmuthig mit den Achseln und
konnte sagen: „Das heißt nun gelebt! des Morgens zieh'
ich mich an, des Abends zieh' ich mich aus. Wenn nur
einmal was Anständiges dazwischen fahren wollte! So eine
tüchtige Revolution oder ein ordentliches Erdbeben!“

Als Herr Krimpf an dem Morgen nach jenem denkwürdigen Souper erwachte, erstaunte er, da er die Sonne bereits in seinem Zimmer sah, dann zuckte er mit den Händen nach seinem Gesichte, faßte seine Nase und indem er sie bedächtigt abwärts zog, haßchte er in seinem Kopfe nach hin und wider blitzenden Erinnerungen; doch mußte er einen tüchtigen Anlauf nehmen, das heißt er mußte sich in Gedanken auf die Terrasse des Schlosses versetzen, dann die Straßen wandeln, die er gestern durchgangen, endlich vor der Restauration stehen bleiben; ja, er mußte sich den kleinen Spazierstock mit dem goldenen Knopfe vor sein inneres Auge rufen, ehe es ihm möglich wurde, eine Art von System in die Erlebnisse des gestrigen Abends zu bringen. Daß er mit einem fremden Herrn soupiert, wurde ihm bald wieder klar, auch daß er gut gegessen und viel Wein getrunken. Dann aber kam eine schleierhafte, traumartige Zeit; jetzt noch, in der Erinnerung, brannten die Lichter trübe, und es war ihm, als sei die Stube voller Staub gewesen.

Herr Krimpf erhob sich von seinem Bette in die Höhe und war augenscheinlich nicht ganz zufrieden mit den bei sich selber angestellten Nachforschungen. Etwas war noch vorgefallen, das wußte er. Er mußte mehrmals rückwärts gehen; er mußte so zu sagen wieder mit dem ersten Glase Bordeaux beginnen. Ah! jetzt fing er an, einen Faden in die Hand zu bekommen. Der Andere, der Offizier, hatte gewußt, wer er sei, daß er Krimpf heiße. Ja, so war's. Der kleine Maler mußte selbst lächeln, als er fühlte, wie der Nebel in seinem Kopfe zu weichen anfing, und als der gestrige Abend immer klarer vor ihn trat. Er bildete sich überhaupt gern etwas auf seine geistigen Fähigkeiten, namentlich auf sein Gedächtniß ein, und dies Gedächtniß war in der That für Sachen, die Herr Krimpf behalten wollte, nicht schlecht. — Der Offizier hatte also gewußt, daß er in der Pfahlgasse wohne, und dann hatte er von der Rosa gesprochen. — Richtig, die Rosa! — An diese sollte er einen Brief besorgen, den der Andere ihm gegeben. — Den er ihm gegeben? Nein, nein, er hatte ihm nichts gegeben. — Den er ihm erst geben wollte, und zu dem Zweck sollte er, der Maler, den Offizier besuchen. — Aber wo? — Teufel! das hatte er vergessen, und das war recht ungeschickt. So viel erinnerte er sich wohl noch, daß dessen Wohnung auf einem der Plätze der Stadt gelegen war. Aber weiter. „Es fällt mir schon noch ein,“ dachte er. „Damit jedoch war unsere Unterredung noch nicht zu Ende,“

sprach er nach einer Pause zu sich selber, während welcher er sich heftig die Stirn gerieben hatte. „Ist es mir doch grade, als seien wir in Streit zusammen gerathen, der junge Offizier und ich. Geschimpft und geflucht wenigstens hab' ich. — Dann meine ich auch, ich hätte etwas, das mir ziemlich wichtig gewesen, auf den Boden geworfen. Hollah! so wird es sein. Alle Donnerwetter!“

Bei diesen letzten Worten sprang Herr Krimpf mit einem einzigen Satz aus dem Bette und stürzte mit einer außerordentlichen Hast auf seinen Rock zu, dessen Taschen er in aller Geschwindigkeit untersuchte. — Darin war nichts zu finden, und er wußte doch, daß er die beiden Photographien bei sich gehabt. Es sah komisch aus, wie der kleine Maler jetzt die Hand mit seinem Rock herabhängen ließ, mit einem ziemlich nüchternen, ja trostlosen Blick an den glänzenden Morgenhimmel hinaussah und sich am Kopfe kratzte. — „Ja, die Photographien habe ich weggegeben!“ sagte er endlich, „und der Henker mag wissen, in welchen Händen sie sich nun befinden. Krimpf, das ist ein schlimmes Stück Arbeit! Aber mich soll der Teufel lothweise holen, wenn ich mich nicht auf die Adresse besinnen will, welche mir der Offizier gegeben. — Ein Platz in der Stadt war es. Habe ich denn nichts dabei gedacht, als er mir ihn nannte? — Es ist ein gutes Mittel, sich bei einem Namen etwas zu denken, wenn man ihn wiederfinden will. — Wichtig, an Wasser hab' ich gedacht. An sprudelndes

Wasser! — Ich hab's, ich hab's — an eine Fontaine!
Ah! der Kastellplatz! Donnerwetter! — Nun aber die
Nummer! Bei der Nummer hab' ich auch etwas ange-
schaut. Hm! Hm! Was habe ich doch angeschaut? Das
Fenster mit acht Scheiben? Numero acht? Nein, das war's
nicht! Die drei Flaschen auf dem Tische? Auch nicht. Und
doch hab' ich an was gedacht. — Nein, kein Ueberlegen
hilft. Aber auf dem Kastellplatze will ich mich schon zu ihm
fragen. Bestellt hat er mich, und da ich nicht weiß, zu
welcher Stunde, so will ich halt den Morgen hingehen und
warten, bis er nach Haus kommt!“

Nachdem Herr Krimpf dies bei sich überlegt, schmunzelte
er vergnügt in sich hinein, wenn er an das vortreffliche
Souper dachte, welches er gestern Abend eingenommen,
und an den guten Wein, der ihm gar keine Kopfschmerzen
verursacht. Er stäubte seine Stiefel provisorisch mit einer
Kleiderbürste ab, schlenkerte die Hosen hin und her, um sie
von dem Staub zu befreien, und nachdem er beides an-
gezogen, machte er mit einer Hand voll Wasser seine üb-
rige Toilette, zog Weste und Rock an und begab sich in
das Atelier hinab.

Frau Böhler hatte ihm seinen Kaffee aufgehoben, der
Photograph aber war ausgegangen, um eine fertig gewor-
dene Arbeit dem Besteller zu überbringen. Da zwischen
der alten Frau und dem kleinen Maler nie ein besonders
gutes Einverständniß geherrscht, so war es nicht auffallend,

daß Beide außer dem herkömmlichen guten Morgen nichts weiter mit einander redeten. Frau Böhler ging in ihre Küche, und da keine dringende Arbeit vorhanden war, nahm Herr Krimpf seinen Hut, um etwas frische Luft zu schöpfen. Er stieg langsam die Treppen hinab, und nachdem er einen Augenblick überlegt, klopfte er an die Thür von der Wohnung der Frau Wittve Weiber. Auf ein lautes „Herein!“ der alten Frau öffnete Herr Krimpf, und ein einziger Blick in das geräumige Zimmer belehrte ihn, daß Rosa ausgegangen sei. Ihre Mutter saß am Tische neben dem Ofen und schälte Kartoffeln.

Der kleine Maler nickte ihr freundlich mit dem Kopfe zu und dann ließ er sich faul und nachlässig, wie Jemand, der außerordentlich viel Zeit übrig hat, auf einen Stuhl, der alten Frau gegenüber, nieder. „Zimmer fleißig?“ fragte er alsdann gähmend.

„Man muß wohl!“ meinte Madame Weiber. „Wer nichts schafft, hat nichts zu essen, oder es muß Einem so gut gehen, wie Euch.“

„Daß sich Gott erbarm“,“ entgegnete Herr Krimpf, und seine weißen Finger zuckten nach seinem Haar. „Uns gut gehen! Davon hab' ich lange nichts mehr gemerkt. Ihr habt doch was, wenn Ihr arbeitet, wir aber da oben — na, na, man muß sein Geschäft nicht verachten.“

„So, so? Es geht wieder einmal gar nicht?“ fragte neugierig die alte Frau, wobei sie Kartoffeln und Messer

in den Schooß fallen ließ. „Ja, ich hab' es immer gesagt, die Künstlerchaft, 's ist doch nichts dahinter. Und nun gar das Photographiren, da warten zu müssen, wie die Spinne in ihrem Netz, bis einmal eine unglückliche Fliege sich hinein verirrt!“

„Es ist ein trauriges Geschäft,“ erwiderte Herr Krimpf mit sehr ernster Miene. „Ich werde es auch nächstens aufstecken und mich wieder vollständig der Malerei zuwenden. Die vielen Auslagen bei dem Photographiren! Und macht man wirklich was Hübsches, so meinen die Leute, sie müßten es geschenkt haben.“

Frau Weiher nickte mit dem Kopfe, indem sie emsig wieder anfing, ihre Kartoffeln zu schälen.

„Das habe ich der Rosa schon tausendmal gesagt,“ sprach sie nach einer kleinen Weile. „Da ist vorn und hinten nichts; da heißt es immer: Warten und Warten. Ja, und bei dem Warten wird man alt, und was hat so ein armes Mädchen, wenn einmal die erste Jugendfriße vorüber ist?“

„Ausſicht auf ihren Bräutigam, unsern Herrn Böbler!“ lachte böshaft der kleine Maler.

„Ausſicht auf gar nichts,“ fuhr die Frau fort; „und damit verſchlägt ſich das Mädchen andere ordentliche Partien.“

„Ja, ja, es ist eigentlich sonderbar,“ meinte nachdenklich Herr Krimpf. „Die meisten Freundinnen Rosa's haben sich schon verheirathet. Da ist die Anna Korn und die

Christiane Ringel, und wie ich gestern hörte, soll es auch jetzt mit der Emma Schwertel losgehen.“

„Mit ihrem Lieutenant?“ fragte überrascht die alte Frau.

„Mit ihrem Lieutenant, der darneben ein reicher Baron ist,“ bekräftigte der kleine Maler, wobei er schlau nach der Frau hinüberblinzelte, um zu sehen, welchen Eindruck diese Nachricht auf sie mache.

Die Mutter Rosas saß kopfschüttelnd da, und da sie gedankenvoll zum Fenster hinausblickte, so hatten die Kartoffeln wieder einen Augenblick Ruhe.

„Die Emma Schwertel!“ sprach sie achselzuckend. „Kann die sich wohl mit meiner Tochter messen? Und hat gar keine Familie, die sich sehen lassen darf! Der alte Weiber aber war Amtsdienner und mein Bruder ist Stadtrath. Und der Lieutenant hat wirklich ehrliche Absichten?“

„Sie wird Baronin,“ behauptete Herr Krimpf mit bestimmtem Tone; dann erhob er sich langsam und setzte hinzu: „Aber das muß man auch der alten Schwertel nachsagen, einen Geist hat die Frau und immer die Hand fest darauf gehalten! Dann ist die Emma selbst ein verständigcs Mädchen.“

„Nun, was das anbelangt, so wollen wir lieber sagen sie hat mehr Glück als Verstand; denn mit einem Lieutenant anbandeln, das führt gewöhnlich zu etwas Anderem als zur Baronin. Wenn die Rosa hätte Lieutenants haben wollen, so würde das Haus hier wie eine Kaserne aussehen.“

Aber nichts für ungut, Krimpf," fuhr die Frau fort, indem sie außerordentlich dicke Schalen von ihren Kartoffeln herunter schnitt. „Ihr könnt es droben wieder erzählen oder nicht: ich werde nächstens einmal ein vernünftiges Wort mit Herrn Böhler sprechen. Die Geschichte fängt an mir langweilig zu werden. Und darin muß es klar werden. So eine ewige Brautschaft ist das Hinderlichste, was einem Mädchen passiren kann.“

„Wo ist denn die Rosa?“ fragte Herr Krimpf süß lächelnd.

„Sie trägt einige Arbeiten in die Handlung. Ich ver-
sichere Euch, das Mädchen ist so fleißig und geschickt, daß sie ganz gut von dem Leben könnte, was sie verdient. — Ja, ja, die Sache muß klar werden.“

Damit erhob sie sich ebenfalls, schüttete die Kartoffeln in eine Schüssel und trat einen Augenblick ans Fenster, um nach dem gegenüberliegenden Hause zu schauen. Dort war wie gewöhnlich in letzter Zeit das eine Fenster offen; an demselben stand der kleine Fauteuil, und auf dem Gesimse lag der unvermeidliche Blumenstrauß.

Herr Krimpf blickte auch hinüber und lächelte still in sich hinein.

„Der wär' mir auch lieber," sagte er hierauf, „als der Emma Schwertel ihr Lieutenant.“

„Habt Ihr was über den da gehört, Krimpf?“ fragte die Frau.

„O ja, gehört Manches; und was ich gehört, muß wahr sein, denn ich habe es von einem seiner guten Freunde. Der Herr da drüben hat sich so in die Rosa verliebt, daß ihm Alles daran gelegen ist, das Mädchen einmal sprechen zu können.“

„Sprechen?“ fragte mißtrauisch die alte Frau.

„Nun ja, hier in ihrer Wohnung. Daran wird doch wohl nichts Schlimmes sein?“

„Krimpf, Krimpf! Das sind gefährliche Sachen! Denkt nur an unsere Nachbarschaft und an da oben!“

„Es fällt mir auch nicht ein, Euch dazu zu rathen. Ich sage nur, was ich gehört. Gott soll mich bewahren, daß ich mich in so etwas hineinmische. Aber so viel muß ich hinzufügen, der da drüben soll ein sehr geordneter Herr und außerordentlich reich sein.“

Die alte Frau sann einen Augenblick nach, dann sagte sie wie zu sich selber:

„Im Grunde kann ich Niemand verbieten, in unsere Wohnung zu kommen, wenn er irgend etwas kaufen oder bestellen will.“

Herr Krimpf war ebenfalls nachdenklich geworden und wiederholte ebenso mit leiserer Stimme als zuvor:

„Ja, das kann man freilich Niemand verbieten! Und dann ist die Rosa ja ein gescheites Mädchen und weiß schon, was sie zu thun und zu lassen hat. — So, jetzt hab' ich Euch guten Morgen gesagt, grüßt mir Eure Tochter

freundlich, und wenn ich Euch einen guten Rath geben darf, so glaubt mir, es ist besser, wenn Ihr von dem da drüben nichts zu ihr sagt.“

Herr Krimpf hätte eigentlich nicht nöthig gehabt der Mutter diesen Rath zu geben, denn sie war ohnehin entschlossen, ihrer Tochter die gute Partie der Emma Schwertel vor Augen zu halten und sie zur Klugheit zu ermahnen.

Der Maler ging seiner Wege und war bald auf dem Kastellplatz. Es wurde ihm leicht in einem dortigen Laden die nöthige Erkundigung einzuziehen, und so erfuhr er denn, daß der Major von Fernow, Adjutant des Regenten, im ersten Stock desselben Hauses wohne, sowie weiter, daß dieser Herr gewöhnlich Mittags um zwölf Uhr nach Hause komme. Herr Krimpf verfehlte nicht, sich um diese Stunde einzustellen und sich melden zu lassen.

Herr von Fernow empfing seinen Gast von gestern Abend mit freundlichem Lächeln, und indem er es ihm leicht machte, über die kleinen Verlegenheiten hinwegzukommen, welche jenem die Erinnerung an seinen unzurechnungsfähigen Zustand verursachte, gab er ihm mit einigen Worten der Anerkennung die beiden Photographien zurück, die, wie der geneigte Leser bereits weiß, vollkommen ausgedient und ihren Zweck erfüllt hatten.

Was die andere Sache anbelangte, so verfehlte der Major nicht dem kleinen Maler die Zeilen des Kammerherrn zu übergeben, indem er ihm strenges Stillschweigen anem-

pfahl und sich wo möglich im Laufe des Nachmittags eine Antwort erbat.

Herr Krimpf wandte das Schreiben nach allen Seiten, und während seine rechte Hand nach der Stirne emporzuckte, erlaubte er sich die Bemerkung, er wolle allerdings die Zeilen übergeben, doch sei eine schriftliche Antwort nicht nöthig, schwerlich würde sich auch das Mädchen zu einer solchen entschließen. Der Freund des Herrn Major könne ja ohne allen Anstand in das Haus kommen, um irgend eine Bestellung oder einen Ankauf zu machen, und alsdann sehen, ob ihm das Glück günstig sei. Hierzu sei zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags die beste Stunde.

Diesen Vorschlag fand Herr von Fernow in mehreren Beziehungen passend, und indem er sagte: „So kann die Bestimmung zwischen fünf und sechs Uhr als Antwort gelten,“ empfahl er dem kleinen Maler dringend, das Billet auf alle Fälle zu übergeben und entließ ihn alsdann mit einem glänzenden Geschenk, welches anzunehmen sich übrigens Herr Krimpf mit Mund und Hand, das heißt mit der rechten Hand, weigerte, während die linke es langsam in seine Rocktasche schob. Dann ging er nach Hause zurück, und während er der Pfahlgasse zuschlenderte, überlegte er, ob es in der That räthlich sei, das Briefchen an seine Adresse zu befördern.

„Eigentlich ist es unnöthig,“ sprach er bei sich selber. „Hat der Herr da drüben das Verlangen, sein Abenteuer

mit Rosa zu bestehen, so mag in der That die Bemerkung, daß zwischen fünf und sechs Uhr die passendste Zeit ist, als Antwort gelten, und er kann thun, was ihm beliebt. Warum soll ich eigentlich die Castanien aus dem Feuer holen? Weist sie den Brief zurück, so hat sie auch keine Verpflichtung, vor meinem Freund und Collegen Böbler zu schweigen, und dann könnte ich doch mit demselben in sehr unangenehme Erörterungen gerathen. Besser, wir behalten den Brief als Muster, wie vornehme Leute dergleichen Sachen schreiben.“

Mit diesen löblichen Vorsätzen stieg Herr Krimps langsam die Treppen hinauf und kam gerade zur rechten Zeit, um an dem bescheidenen Mittagsmahl der Familie Theil zu nehmen. Der Photograph war nicht froh gestimmt, und selbst Frau Böbler, die sonst alles in rosenfarbener Laune anzusehen pflegte, war etwas mißvergnügt. Unangenehmes war eigentlich nichts vorgefallen; nur hatte sich der Augenblick des Glücks, als jene beiden Herren damals in dem Atelier erschienen, noch nicht als solcher bewährt, denn es waren weder Nachbestellungen noch neue Kunden gekommen, und die gespensterhafte Maschine blieb fast den ganzen Tag mit ihrem Tuche verhüllt.

Daß dem Herrn Krimps sein Mittagessen ausnahmsweise gut geschmeckt habe, wollen wir gerade auch nicht behaupten. Er fühlte doch, wie schlecht er an seinem Freund und Collegen gehandelt, und jetzt, wo die Sache eingeleitet

war, konnte er sich hie und da eines lauten Herzklopfens nicht erwehren. Es war ein Glück, daß er nie Jemandem frei in die Augen schaute, sondern immer nur von der Seite blinzelte; denn heute wäre ihm das erstere, besonders, als Heinrich Böhler freundschaftlich wie immer sein Brod mit ihm theilte, doch unmöglich gewesen.

Nach dem Mittagessen begab sich der Photograph in eine Kunsthandlung, für die er mehrere Bilder angefertigt hatte, und der kleine Maler nahm eine Arbeit vor, die ihm aber heute nicht besonders von der Hand gehen wollte. Er konnte weder einen ordentlichen Strich machen noch die rechte Farbenmischung treffen. Auch horchte er immer auf die Uhr des benachbarten Kirchturmes, und wenn es ein Viertel weiter schlug, so war es ihm gerade, als schlage der Hammer auf sein eigenes Herz. Neben dem Bewußtsein des Unrechts, das er seinem Freunde zugesügt, und ebenso dem Mädchen, das ihm nie etwas zu Leide gethan, begann auch eine wilde Eifersucht in seiner Brust aufzusteigen. Herr Krimpf hatte Phantasie, und er fing an sich die Scene, die sich ja um fünf Uhr möglicherweise ereignen konnte, mit so wilden Farben auszumalen, daß er mühsam nach Athem schnappen mußte und daß er fühlte, wie sein Haar auf der Stirne festklebte. Hatte er doch die Stunde zwischen fünf und sechs Uhr teuflisch gut gewählt! Da war Rosa fast immer allein zu Hause, denn um diese Zeit pflegte die alte Weiher ihre Nachbarinnen zu besuchen. —

Teufel! warum raßte heute die Zeit so außergewöhnlich schnell dahin! — Kaum war zwei Uhr vorüber und schon schlug es Drei! Ja, im Uhrwerk mußte das Räderleben ebenso heftig pulsiren, wie das Herz des kleinen Malers schlug. — Schon Vier, dann halb Fünf, und da er angestrengt in den untern Stock hinablaufschte, hörte er jetzt, wie die alte Frau Weiher ausging, um ihre Besuche in der Nachbarschaft zu machen. — Ah! es war entsetzlich heiß im vierten Stock! Auf der Treppe mußte es gewiß ein wenig kühler sein.

Rosa saß in ihrem Zimmer und war still und fleißig mit ihrer Stroharbeit beschäftigt. Wenn das Band, welches sie flocht, hätte reden können, so würde die spätere Besitzerin desselben von allerlei seltsamen Gedanken, die aus ihm herauströnten, überrascht worden sein; denn während Rosa die feinen Strohhalme kunstreich durcheinanderschob und befestigte, dachte und träumte sie unablässig, bald leise, bald laut, letzteres aber meistens in solchen Augenblicken, wenn sie die Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken ließ, das liebe, frische Gesichtchen emporhob und mit den guten klaren Augen an das Stückchen Himmel emporblickte, das von einem melancholischen Dachladen und von einem finstern Schornstein eingerahmt, gerade dadurch recht heiter und blau herniederblickte. Es war eigenthümlich, daß wenn sie die Augen niedersinken ließ, sie fast ängstlich vermied, nach dem gegenüberliegenden Fenster zu blicken, und dann

doch wieder verstohlen hinüber sah. Auch fühlte sie ihr Herz bestiger schlagen, wenn sie dort zuweilen eine bekannte Gestalt gewahr wurde, die sich heute Nachmittag häufiger als sonst sehen ließ und auf eine fast komische Art einen Blumenstrauß handhabte. Nicht um eine Million wäre sie an's Fenster gegangen. Sie hatte letzteres Anfangs ganz unbewußt und unschuldig gethan; es war ihr wie eine kindische Spielerei vorgekommen, der sie in ihrer Phantasie gar keine Folgen gegeben; und so wäre es auch geblieben, wenn der Photograph sie bei der neulichen Unterredung nicht aufmerksam gemacht und sie dadurch zu ihrem eigenen tiefen Erschrecken über eine Spielerei aufgeklärt hätte, die sie in der That nicht für der Rede werth gehalten und die doch nicht so ganz unschuldig war, wie sie anfänglich selbst geglaubt.

Ja, sie war häufiger an's Fenster getreten als sie früher gethan und als gerade nothwendig gewesen. Sie hatte anfänglich aus Neugierde hinübergeblickt, wenn er hergeschaut, und als er drüben auffallende Zeichen machte, da hatte sie zuerst noch einmal sehen wollen, ob ihr diese Zeichen wirklich galten, und darum fuhr sie mit der Hand über ihr dunkles Haar, als jener den Blumenstrauß vor seine Lippen brachte. Doch war sie über ihr eigenes Thun erschrocken und daß sie eine derartige Zeichensprache so bald ohne Lehrmeister gelernt. Verstand sie doch vollkommen, wenn er drüben gestern das Zeichen des Schreibens ge-

macht, denn es war klar, daß er damit anzeigen wollte, er werde sich in den nächsten Tagen erlauben, einige Zeilen an sie zu richten. Was er aber heute Nachmittag damit sagen wollte, daß er seinen Blumenstrauß in verschiedenen Pausen fünfmal an die Lippen gebracht, das wußte sie nicht. — War es ihr doch auch gleichgültig, denn mehr noch als die vorwurfsvollen Worte Heinrich Böhlers hatten sie ein paar Reden ihrer Mutter zurückgeschreckt, als diese noch heute Morgen von einem unverhofften Glücke sprach, das oft einem armen und schönen Mädchen widerfahren könne, und sie hierauf sehr weitschweifig von Rosa's Freundin, der Emma Schwertel erzählte, die nun doch ihren Lieutenant heirathen werde, welcher noch obendrein Baron sei. „Ja,“ hatte sie hinzugesetzt, „der Herr Kammerherr Baron von Wenden ist sehr reich und so unabhängig, daß er nach keinem Menschen nichts zu fragen hat.“ Rosa überließ es bei diesen Worten unheimlich, denn sie liebte ihren Verlobten innig, sie würde ihn in der That nicht verlassen haben, und wenn zehn Barone, zehn Wenden gekommen wären. Selbst daß sie lange warten mußte, bis er sich ein ordentliches Einkommen gesichert, selbst das hatte ihre Liebe stark gemacht, denn sie wußte, welche Mühe er sich gab, und welch Unglück ihn jedesmal betroffen, wenn er am Ziele seiner Wünsche angekommen zu sein schien. — Das konnte aber nicht immer so fortgehen; auch sie hoffte auf einen endlichen Augenblick des Glücks.

Da klopfte es leise an die Stubenthür, und da das nichts Außergewöhnliches war, so rief Rosa ein herzhaftes „Gerein!“ Wie ward ihr aber zu Muth, als sich nun die Thür öffnete und ihr Gegenüber, mit dem sie sich soeben beschäftigt, Herr von Wenden, in das Zimmer trat. Es war ihr, als sähe sie ein Gespenst, denn wenn sie auch thöricht genug gewesen war, aus einer Entfernung von guten hundert Schuhen nach dem, der jetzt vor ihr stand, hinüberzulächeln, so war es ihr doch immer zu Muth gewesen, als sei das da drüben nur eine Phantasie, nur ein Bild, eine Art von Puppe, ein Automat, der wohl einen Blumenstrauß hin und her bewegen könne, aber der weder die Macht noch die Lust habe, in ihre Nähe zu kommen. Die Gasse, welche ihr Haus von dem seinigen trennte, war ihr immer als ein Abgrund erschienen, der nicht zu überschreiten sei, über den weder Weg noch Steg führe. Unter dem Schutze dieses Abgrundes war sie an's Fenster getreten, unter seinem Schutze hatte sie gelächelt, wenn der drüben gar zu possirliche Bewegungen machte. Und das Wesen stand jetzt vor ihr auf zwei Schuh Entfernung, sehr körperhaft, zierlich gekleidet, freundlich lächelnd und dem armen Mädchen einen solchen Schreck einjagend, daß sie unwillkürlich mit beiden Händen an ihr Herz fuhr.

„Es überrascht Sie, mein schönes Fräulein,“ sagte der Kammerherr von Wenden, „daß ich so außerordentlich pünktlich bin. Es hat draußen eben erst fünf Uhr geschlagen

und schon stehe ich vor Ihnen, glücklich, entzückt, daß die schöne Rosa mir gestattet, sie auf ein paar kleine süße Augenblicke zu besuchen.“

Wenn er auch für sie verständlicher gesprochen hätte, so würde ihm das junge Mädchen doch im ersten Momente keine rechte Antwort haben geben können, denn sie zitterte heftig, was ihr nie geschehen war, und konnte nichts thun, als einen Schritt zurücktreten, da der Andere zwei auf sie zu machte.

„Das ist eine allerliebste kleine Wohnung,“ fuhr dieser fort, der es für nothwendig hielt, vertraulich und herablassend zu sprechen; „charmant, und da steht Ihr Arbeitstisch mit den wirklich wunderbaren Arbeiten, die Sie hervorbringen, — reizende kleine Arbeiten. Und das Alles machen Ihre kleinen niedlichen Hände? In der That niedliche Hände. Erlauben Sie —“

Bei diesen Worten nahm er ihre Rechte und wollte sie an seine Lippen führen. Doch blieb dieser Voratz unausgeführt. Rosa entzog ihm hastig ihre Hand und hatte jetzt so viel Fassung gewonnen, um fragen zu können, was ihr eigentlich die Ehre seines Besuches verschaffe.

Herr von Wenden stuzte fast bei dieser Frage, doch nahm er sie für verzeihliche mädchenhafte Schüchternheit, und da er die kleine Hand im nächsten Augenblick nicht wieder ergreifen konnte, so ging er durch das Zimmer nach dem Fenster, um, wie er sagte, mit außerordentlicher Be-

friebigung nach seiner Wohnung und nach dem Fenster hinüber zu blicken, an welchem er schon so glücklich gewesen.

Des jungen Mädchens hatte sich eine unerklärliche Angst bemächtigt; sie warf ihre Arbeit auf den Tisch und eilte zur Thür, um nach ihrer Mutter zu sehen, oder um droben bei der Frau Böhler Schutz und Hilfe zu suchen. Doch lächelte sie selbst im nächsten Augenblick über ihre thörichte Furcht und trat ruhig an den Tisch zurück, um zu erwarten, was ihr seltsamer Besuch beginnen werde.

Herr von Wenden schien die Aussicht von hier nach seiner Wohnung vortrefflich gefunden zu haben. Nur mochte er vielleicht bedauern, sich nicht selbst dort erblicken zu können, und um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, warf er einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und war von dem, was er dort sah, nicht unbefriedigt.

Wenn wir sagen wollten, der Kammerherr habe sich bei diesem ersten Besuche vollkommen sicher und behaglich gefühlt, so würden wir die Unwahrheit reden. Im Gegentheil, als er sah, wie sich Rosa so schüchtern hinter ihren Tisch zurückzog und ihm so gut wie gar keine Antwort gab, fühlte er in sich alle Symptome der Verlegenheit. Er hustete häufiger als nothwendig war, er brauchte die Worte: köstlich! charmant! superbe! ohne allen Zusammenhang und zupfte ungebührlich oft an seiner Halsbinde. Diese unbehagliche Stimmung wurde nicht vermindert, als er sah, wie der flammende Blick des jungen Mädchens allen seinen Bewegungen

folgte, wie sie die Lippen fest auf einander preßte, die Hand auf den Tisch stützte, und, aus ihrer schüchternen Haltung wie erwachend, den Kopf mit einem trotzigem Ausdruck erhob.

Er näherte sich dem Tische und bat um Erlaubniß, einen Augenblick sitzen, an ihrer Seite sitzen zu dürfen, nahm darauf einen Stuhl und ließ sich nieder.

Rosa hatte sich soweit gefaßt, um ihm im ruhigen Tone bemerken zu können, daß es sie außerordentlich wundere, ihn hier in ihrer Wohnung zu sehen, ohne zu wissen, womit sie ihm dienen könne.

Diese wiederholte Frage klang dem Kammerherrn fast komisch. Ohne aber vorderhand des Briefes zu erwähnen, den er geschrieben, und der Erlaubniß, die sie ihm gegeben, hielt er es für passend, ihr in gutgewählten Ausdrücken die Augenblicke vorüberzuführen, wo er sie am Fenster gesehen, wo er von ihrem Anblick bezaubert worden sei, und wo es ihn so hoch beglückt habe, als er aus einigen leisen Zeichen zu erkennen geglaubt, daß auch sie sich hie und da nicht ohne Absicht gezeigt. Rosa erschrad aufs Neue, als er bemerkte, daß er jede ihrer Mienen beobachtet und jede oft unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten ausgelegt. Sie fühlte, wie Unrecht sie gethan, sich überhaupt am Fenster zu zeigen; aber da sie sich nichts Böses bewußt war, so blickte sie ihm fest in das Auge und begnügte sich, statt aller Antwort, bedeutsam mit dem Kopfe zu schütteln.

„Gewiß, schöne Rosa,“ fuhr Herr von Wenden wär-

mer fort, „ich fürchtete schon, der mächtige Eindruck, den Sie auf mein Herz hervorgebracht, würde mich zum unglücklichsten aller Menschen machen. Denn ehrlich gestanden, die Liebe, welche ich für Sie fühle, ist nicht gewöhnlicher Art. Ja, es ist eine Leidenschaft, die ich nicht im Stande bin, niederzukämpfen und die mich elend gemacht haben würde, ohne Ihr entzückendes liebevolles Entgegenkommen.“

„Durch mein Entgegenkommen?“ fragte das Mädchen, indem sie einen Schritt zurücktrat. „Wenn Sie das für ein freundliches Entgegenkommen halten, daß ich mich von der Arbeit ermüdet zuweilen am Fenster sehen ließ, auch vielleicht nicht immer mit finstern Mienen, so muß ich Ihnen sagen, daß mich diese Ihre Ansicht erschreckt und daß ich in der That nicht begreifen kann, wie Sie es darauf hin wagen können, mir die Worte zu sagen, welche ich eben gehört.“

„Dies Terrain will Schritt für Schritt erobert sein,“ dachte Herr von Wenden. „Die schöne Festung zeigt trotzig ihre Flagge, um dem Feind nicht zu verrathen, wie unter der Besatzung bereits Meuterei ausgebrochen ist. Thun wir ihr den Gefallen, plänkeln wir ein wenig vorwärts, und dann mit einem tüchtigen Sturm das Hauptwerk genommen. — Warum schöne Rosa,“ fuhr er laut fort, „wollen Sie die Freundlichkeit läugnen, die Sie für mich gehabt? wollen das kein Entgegenkommen nennen, was mich so außerordentlich entzückt, was mein Herz in lichte Flammen gesetzt?“ Er hatte bei diesen Worten mit seinem Stuhle

so geschickt manövriert, daß er an Rosa's Seite gekommen war, und ihr zugleich den Ausweg versperrt, da sie hinter sich die Wand, rechts einen Schrant und vor sich den Tisch hatte. — „Als ich Sie zum ersten Male sah,“ sprach der verliebte Kammerherr mit süßem Lächeln und schmachtdem Blicke weiter, „da war ich betroffen von Ihrer wunderbaren Schönheit, aber dadurch fühlte ich mich auch hoffnungslos. Auf Ehre, schöne Rosa, ganz hoffnungslos! Und bei diesem an sich trostlosen Gefühle kann ich Sie versichern, daß mich der erste Blick Ihrer süßen Augen, das erste freundliche Lächeln traf, wie der erquickende Thau eine — nun ja, wie der erquickende Thau eine — halbverwelkte Blume. Sie blühte wieder auf in heißer Liebe. Und das ist Ihr Werk, schöne Rosa.“

Herr von Wenden hatte gesprochen mit sanftem Augen-aufschlag, schmachtdem und lispelnd, wie ein vollendeter Geck. Als er sah, wie das Mädchen bei seinen Worten die linke Hand zusammenballte und auf ihr Herz drückte, da machte er es gerade so, ohne zu denken, daß ganz andere Gefühle ihre Seele regierten. Ja, sie hatte für den Mann drüber, so lange der vermeintliche tiefe Abgrund sie trennte, ein an sich unschuldiges Interesse genommen. O Gott ja, sie hatte hinüber geblickt, sie hatte lächelnd am Fenster gestanden, und sie hatte wie manches junge Mädchen in gleichem Falle nicht daran gedacht, daß man dem bösen Geist keinen Zoll breit Raum geben soll, um Fuß darauf zu fassen, daß

wer heute den kleinen Finger bietet, morgen in den Fall kommen kann, die ganze Hand geben zu müssen. Und nach dieser ganzen Hand angelte Herr von Wenden seit einigen Augenblicken mit großer Ausdauer.

Wenn sich auch ihr Gefühl dagegen empörte, als sie die Berührung seiner kalten Finger auf ihrem lebenswarmen Arme fühlte, so konnte sie doch keinen Schritt zurück, und sie wußte nicht, sollte sie einen lauten Aufschrei thun oder sollte sie, den Angreifer bei Seite schleudernd, sich gewaltsam Bahn neben dem Tische vorbei machen. Das überlegte sie in der ersten Sekunde; in der zweiten aber dachte sie an das Haus, in dem sie sich befand, wo jedes laute Wort rechts, links, oben und unten gehört wurde, und als sie daran dachte, hielt sie es für rathsam, sich noch nicht zum Aeußersten zu entschließen.

Ja, sie lächelte sogar, aber es war ein kaltes, trauriges Lächeln, und während sie lächelte, biß sie die Zähne auf einander. „Jetzt bitte ich aber — Herr Baron,“ sagte das junge Mädchen, während sie immer zwischen ein paar Worten den Athem an sich zog, „jetzt bitte ich aber — diese Unterredung — zu enden. — Gewiß, Herr Baron, — Was Sie mein — Entgegenkommen nennen, darin haben Sie sich vollkommen geirrt. — Wenn ich zuweilen — am Fenster war, so geschah das — wie ich schon bemerkte — ganz ohne alle Absicht. — Und wenn ich — Ihnen sage, — daß es ohne Absicht geschah,“ setzte sie

finster hinzu, „so wäre es besser, — Sie würden mir glauben.“

„Und der Brief?“ lachte Herr von Wenden. Und während er bei diesen Worten leicht an ihrem vollen Arm herunter fuhr, blickten seine Augen auf eine seltsame Art.

„Ich weiß nichts von einem Brief,“ sprach fest und bestimmt das Mädchen.

„O, wie kann man so läugnen!“ fuhr der Kammerherr im freundlichsten Tone fort. „Der Brief den Sie erhalten, und die Erlaubniß, Sie zu besuchen, die Sie mir darauf gaben!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Rosa entrüstet. „Das ist eine Lüge, eine Schändlichkeit! Ich weiß weder von einem Briefe, noch viel weniger von einer Antwort. — O mein Gott, womit habe ich das verdient! — Durch nichts, durch gar nichts!“ rief sie heftiger, „und ich will, daß man mich in Ruhe läßt.“ Sie machte bei diesen Worten eine gewaltjame Bewegung, ihre Hand zu befreien, da aber der Kammerherr, dies vorhersehend, auf seiner Hut war, und sie fester hielt, so brachte ihre Bewegung die entgegengesetzte Wirkung hervor. Statt sich und ihre Hand zu befreien, verlor sie für eine Sekunde das Gleichgewicht, wodurch es dem Kammerherrn gelang, seinen andern Arm um ihre Taille zu legen und sie für einen Augenblick an sich zu drücken.

Freilich nur für den ersten Augenblick, denn im andern

schnelle sie empör wie eine Stahlfeder, wie ein Mal im Wasser, und während sie dabei zwischen den verächtlich aufgeworfenen Lippen ihre weißen Zähne sehen ließ, bligte aus ihren Augen ein unheimliches Feuer.

Ein Anderer als der Kammerherr von Wenden wäre vielleicht auch so weit gegangen und hätte dann Angesichts dieser Symptome an einen verständigen Rückzug gedacht, bei sich überlegend, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt und daß Rom nicht in Einem Tage erbaut worden ist. Wie gesagt, ein Anderer hätte sich, nachdem er gefunden, wie stark die Festung sei, aus der Angriffslinie zurückgezogen, um mit Geduld und Ausdauer eine neue Parallele gegen den Feind zu eröffnen. Ein Anderer. Aber daß Herr von Wenden kein anderer als er selbst war, das mußte sein Freund, der Major, ganz genau und hatte darauf seinen Plan gebaut.

Der Kammerherr athmete mühsam, als das junge kräftige Mädchen von ihm wegschnellte und sich dabei zwischen dem Stuhl und dem Tische gewaltsam einen Durchgang bahnte. Seine Blicke brannten fast fieberhaft, und wenn er auch lächelte, so war dies Lächeln doch ein sehr künstliches und gemachtes. Mit einer recht faden Bewegung schwang er sich von seinem Sitz in die Höhe und tänzelte dem Mädchen durch das Zimmer nach, das anfänglich vor ihm floh, dann aber mit einem Male mitten in der Stube stehen blieb, die rechte Hand in ihre Seite setzte, den Kopf mit einer

gewaltfamen Bewegung in die Höhe warf und eine der Stellungen einnahm, die, edel, imponirend und schön, das Entzücken jedes Malers und Bildhauers gewesen wären.

Herr von Wenden schwebte auf sie zu, täppisch wie eine dicke, verliebte Fliege, prallte aber fast zurück vor dem starren und seltsamen Blick des Mädchens. „Nein, nein,“ rief er aber gleich darauf, wie um sich selbst Muth zu machen, „nein, nein, schöne Nachbarin, so entkommst du mir nicht. Es gibt Augenblicke des Glückes, und wer die nicht erfasst, ist ein Thor.“ Als er das sagte und von Neuem das ruhig dastehende Mädchen mit den Händen berührte, verwandelte sich das trogige Aussehen ihres Gesichts in eine tiefe Wehmuth. Sie biß heftig auf ihre Lippen, in diesem Augenblick nicht um ein zorniges Gefühl, sondern nur um die Thränen zu unterdrücken, welche trotz der gewaltfamen Anstrengungen, die sie machte, in ihre Augen stiegen und dort glänzten und zitterten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte sie mit einer tief schmerzlichen Stimme. „Was wollen Sie von einem armen Mädchen, das es bereut, — o, mein Gott, wie bereut! — wenn es Ihnen Veranlassung zu dem Glauben gab, es nähme das geringste Interesse an Ihnen? Was wollen Sie hier in dieser armen Wohnung, die kein Aufenthalt für Sie ist, wo Sie kein Glück finden können und wohin Sie nur Unglück zu bringen vermögen?“

„O, ich weiß schon ein Glück, welches ich hier zu

finden hoffe!“ unterbrach sie rasch Herr von Wenden, indem er zudringlicher wurde. „Ein Glück, schöne Rosa, das auch Ihnen nicht wie ein Unglück vorkommen soll.“ Indem er das sagte, trachtete er darnach, seinen Arm abermals um ihren Leib zu legen, sie an sich zu ziehen, während seine Lippen sich ihrem Gesichte näherten. Doch war es nur ein Augenblick, daß er also trachtete, und kein Augenblick des Glücks. Denn das junge Mädchen, welches eine Sekunde mit entsetzt aufgerissenen Augen um sich schaute, stieß ihn gleich darauf so heftig von sich, daß er mit einem außerordentlich überraschten Gesicht zurucktaumelte, wobei er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Aber, mein Fräulein, was soll denn das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, Herr Baron von Wenden,“ antwortete plötzlich die Stimme eines Mannes hinter seinem Rücken, „daß es für einen so geschiedten Herrn sehr unklug ist, sich Unarten gegen ein armes wehrloses Mädchen zu erlauben, sie in ihrem Zimmer zu überraschen, wenn man zufällig erfahren, daß ihre Mutter ausgegangen ist.“

Nachdem Rosa so eben mit dem plötzlichen Auslodern eines wilden, ihr selbst unbegreiflichen Zornes den Kammerherrn von sich gestoßen, hatte sie die Hände vor ihre Augen gedrückt, und es war ihr gerade, als wankte sie hin und her und müsse im nächsten Augenblicke zusammenstürzen. Da traf auch sie die Stimme, die wir so eben vernommen, und schlug tröstend und rettend an ihr Herz. Sie streckte

ihre Hände leidenschaftlich von sich ab, und indem sie sich an die Brust des unvermuthet Eingetretenen warf, rief sie aus: „O, Heinrich, schütze mich, rette mich!“

„Beides will ich, meine liebe, liebe Rosa,“ sprach sanft Herr Böhler, und während er sie mit dem rechten Arm umschlang, wandte er sich mit einer Bewegung der linken Hand gegen Herrn von Wenden, indem er sagte: „Sie sehen, Herr Baron, daß für Sie hier weiter nichts zu suchen ist.“

Der Kammerherr machte ein äußerst seltsames Gesicht. Es hatte in erhöhter Potenz denselben Ausdruck, wie wenn man in frühesten Jugend auf's Allerunvermuthetste bei einem sehr schlimmen Streich überrascht wird. Es war das Gefühl eines ertappten Schulbuben, das ihn überflücht und das auf seinem Gesichte sich zeigte in ziemlich verwirrten Blicken, in einer langen Nase und einer albern herabhängenden Unterlippe. Herr von Wenden sah in diesem Augenblicke weder schön noch liebenswürdig aus. Rosa, die schüchtern nach ihm hinschaute, drückte darauf ihr Gesicht fast schauernd wieder an die Brust des Photographen und war gründlich und auf immer geheilt von allen Fensterbeobachtungen und von allen Versuchen des Telegraphirens, die so unschuldig aussehen und doch so gefährlich werden können.

Herr von Wenden verschwand „und schnell war seine Spur verloren.“

Wir wollen nicht behaupten, daß sich Rosa, als sie mit Herrn Böhler allein war, nicht ein klein wenig geschämt hätte; sie mochte ihren Kopf nicht aufheben, und der Photograph brauchte bedeutende Anstrengungen, ehe er so weit kam, in ihre Augen blicken zu können. Warum brauchte er ihr aber auch das Geschäft des Kopfsaufrichtens schwerer zu machen als gerade nothwendig war! Warum brauchte er sie auf die Stirn zu küssen, als sich diese langsam erhob! Warum später auf die geschlossenen Augen und dann auf die leicht zuckenden Lippen — warum? Wir sind eigentlich nicht im Stande, hierüber eine genügende Antwort zu geben, und können dem verehrlichen Leser nur bemerken, daß er es vielleicht gerade so gemacht haben würde in einem ähnlichen Augenblicke des Glücks.

Herr Krimpf hatte von dem Moment an, wo er auf die Treppe gegangen war, um kühlere Luft zu athmen, die Qualen eines Verdammten durchgemacht; er hatte gesehen, wie der Herr von drüben leise die Treppen heraufschlich, er hörte ihn anklopfen, er hörte Rosa „Herein!“ rufen, und als sich die Thüre hinter dem Besuch geschlossen, hoffte er angsterfüllt mit klopfendem Herzen auf einen lauten Aufschrei des Mädchens und dann auf das plötzliche Wiedereerscheinen des unwillkommenen Besuches draussen vor der Thür. Aber der Baron erschien so bald nicht wieder. Da hatten seine Hände bald das Geländer krampfhaft erfaßt, bald hatten sie wild nach seinem Kopfe, nach seinen

Haaren gezuckt, da hatte er gefühlt, wie es hier außen auf der Treppe unendlich viel heißer sei als drinnen im Zimmer, denn der Schweiß rann ihm von der Stirn herab. Auch klappten seine Zähne zusammen, und wenn er zu lachen versuchte, so klang das gerade, als wenn ein anderer Mensch mit den Zähnen knirscht. Herr Krimpf verwünschte sich selber, weil er die Hand zu Dem geboten, was geschehen; ja er verwünschte sich und schlug sich jetzt heftig vor die Stirn, um gleich darauf wieder angstvoll in das Haus hinabzulaufen. Dabei wäre es fast possierlich anzusehen gewesen, wie er jetzt langsam Stufe um Stufe die Treppe hinabschlich, um vielleicht an der Zimmerthüre laufen zu können, und wie er gleich darauf, tief unten im Hause ein Geräusch vernehmend, angstvoll wie ein gejagter Affe und mit der Behendigkeit dieses Thieres aufwärts floh. Da vernahm er bekannte Tritte, da sah er Herrn Böhler die Treppe heraufsteigen und vor dem Zimmer Rosa's stehen bleiben; da bemerkte er, wie derselbe sich laufend niederbeugte, was er sonst nie gethan, da sah er ihn die Thüre leise öffnen und eintreten. Und als er das sah, biß er sich heftig in den Daumen seiner rechten Hand und murmelte mit gepresster Stimme: „Die Würfel sind gefallen; ist das für mich ein Augenblick des Glücks oder ein Augenblick des Unglücks?“

Ehe wir dieses Kapitel schließen, müssen wir noch eine kleine Weile in das Zimmer der Frau Wittve Weiher zu-

rückkehren, wo Rosa noch immer vor dem Photographen stand, ihre beiden Hände auf seine Schultern gelegt hatte und ihm mit herzlicher Liebe in die Augen blickend sagte: „O wie danke ich Gott, daß du gekommen bist, Heinrich.“

„Und ich bin glücklich, daß ich gelauscht habe,“ antwortete Herr Böhler. „Ja, ich muß dir nur gestehen, daß ich gelauscht habe, meine gute Rosa, daß ich zu unserm beiderseitigen Glücke gelauscht habe. Und nun ist Alles gut und ich will nicht mehr kindisch sein und mich ärgern, wenn du auch des Tages hundertmal dort am Fenster stehst.“

„Und es soll dir leicht werden, dich nicht zu ärgern,“ versetzte sie mit leichtem Erröthen, „denn du wirst mich so bald nicht mehr dort am Fenster stehen sehen.“

„Rosa, liebst du mich wirklich noch eben so sehr wie damals, als wir den kleinen Leuchtkäfer fanden?“

„O mehr, weit mehr, mein guter, guter Heinrich!“
Welcher Augenblick des Glücks!

Siebzehntes Kapitel.

Augenblicke des Glücks.

Wenn bei Hofe eine wohlgeordnete, ruhig vorbereitete Festlichkeit stattfindet, — wir verstehen darunter irgend ein herkömmliches Diner oder einen Ball, wie er im Winter zwei bis drei Mal vorkommt, oder eine Gallavorstellung im Theater, letztere meistens dadurch sehr merkwürdig, daß die Festoper, welche mit großer Mühe und noch größeren Kosten zu irgend einem wichtigen Tage einstudirt wurde, nicht gegeben werden kann, da Frau Kalbskopp-Broschni-Bracellettaco ausnahmsweise heiser geworden ist — kurz, wenn bei Hofe etwas Großes vorfällt, zu dem man im Stande war, mit aller Gemächlichkeit seine Vorbereitungen zu treffen, wo man weiß, neben wem man bei der Tafel placirt wird, wer uns in der Festoper gegenüber sitzt, welche Robe und wie viele falsche Brillanten unsere gute Freundin, die Baronin N., tragen wird, — an einem solchen Tage gleicht das Schloß in der Residenz einem Bienenstock bei

schönem warmem Sommerwetter, wo Alles in geordnetem Fluge zugeht, wo keine übermäßige Eile stattfindet, wo ein gefüllter Wagen nach dem andern kommt, um nach wenigen Augenblicken leer wieder abzuziehen; gerade wie bei den Bienen, nur daß hier der Inhalt der Wagen, der im Schlosse zurückbleibt, sich nicht immer als süßer Honig darstellt, sondern oft viel mehr Aehnlichkeit mit Gift und Galle hat.

Dieses ordnungsmäßige Ab- und Zuschwärmen der Equipagen hat an solchen Tagen etwas Nervenberuhigendes, etwas Gemüthliches, denn eine ähnliche Stimmung drückt sich im gesammelten Trabe der Pferde aus, ja wir möchten sagen in dem anständigen Schaukeln der Wagen, vor Allem aber in der sichern, gesetzten Haltung von Kutscher und Bedienten. Der erstere, vorne auf dem Boche, der etwas vornehm nachlässig zur Seite sitzt, hat seine Uhr im Kopfe, und da er weiß, daß er nicht eine Sekunde zu spät an dem Perron anfahren wird, so gibt dies seiner Miene etwas Bestimmtes, Ruhiges, seinem Lächeln einen sichern, angenehmen Ausdruck. Der Lakai auf dem Trittbrette hängt an den Quasten mit einem Gesichte, worauf sich deutlich abspiegelt, daß er mit sich zufrieden ist, er folgt, sich grazios schaukelnd, jeder Bewegung des Wagens, er hat gar keine Eile, und wenn er um sich schaut und sich vielleicht in diesem Moment sein Blick um etwas Weniges verfinstert, so ist das nur, weil er sieht, wie sein College vom Handels-

oder Kriegsministerium eine neue blühende Trefse oder irgend eine unpassende Stickerie usurpirt hat.

Die Herrschaften in den Equipagen haben ganz das beruhigte, wir möchten fast sagen langweilige Ansehen ihrer Dienerschaft. Die Freuden, denen sie entgegenfahren, sind ihnen so bekannt, so gewöhnlich, und ebenso gut wie ihnen bekannt ist, daß nach der Suppe irgend ein Fisch servirt werden wird, ebenso genau wissen sie auch, welche Frage Dieser oder Jene an sie richten wird und was sie wahrscheinlich Weise antworten werden.

Und nicht nur die Gäste erscheinen so im Schlosse mit gemessenen ruhigen Bewegungen, schreiten langsam durch die Gänge und steigen, ohne sich zu übereilen, die Treppen hinauf, — nein, dies Gefühl des Gewöhnlichen und Alltäglichen drückt sich auch in der kalten, abgemessenen Art aus, mit welcher die Portiers salutiren, oder wie die Lakaien die Thüren öffnen, oder wie sich die dienstthuenden Kammerherren händereibend und süß lächelnd in den innersten Gemächern breit machen.

Ganz anders aber gestaltet sich dagegen das Leben vor und im Schlosse, wenn ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereigniß fast mit der Schnelligkeit des Telegraphen den obersten Hofchargen, den Würdenträgern, den Excellenzen, den Hof- und Ehrendamen gemeldet wird, und ihre schleunige unworherzusehende Anwesenheit in der Residenz verlangt. Da paßt der Vergleich mit dem Leben und Treiben

des ruhigen Bienenvolkes am klaren, warmen Sommertage nicht mehr; und wollte man doch daran festhalten, so müßte man dem hastigen, wilden Ein- und Ausflühen zufolge die Vermuthung aufstellen, im Stocke selbst sei eine Revolution ausgebrochen, oder ein plötzlich drohendes Unwetter treibe Alles in wilder Hast einher. Da fällt manch' böses Wort, da drohen Prüffe und Stöße, drunten im Stall, bis die Pferde angeschirrt sind, droben im Ankleidezimmer, bis die Herrschaft in würdige Verfassung gesetzt ist, um sich bei Hofe sehen zu lassen; da kann es vorkommen, daß die Livree des Kutschers schief zugeknöpft ist, wenn er sich auf den Bock schwingt, da kann es geschehen, daß die Kammerjungfer der Excellenz zu einem meergrünen Kleide in der Gile eine blaue Schleife aufgesteckt hat. Wehe ihr! Da kann das Gräßliche passiren, daß der Lakai hinten auf dem Wagen einen Strumpf verkehrt anzieht, oder sogar die Achselchnüre der neuen Gallalivree vergißt. — Aber da ist keine Zeit zum Umwecheln und Aendern, der Wagen raselt vor das Haus, Fächer und Handschuhe werden hinein geboten, oft auch ein vergessenes Ordensband oder der Degen. Man hat kaum Zeit, das gewöhnliche Gesicht für die großen Feierlichkeiten zu machen: etwas offizielle Angst mit Ueberraschung; man denkt dies und das, man combinirt und möchte dem Wagen, der sehr langsam zu gehen scheint, nachhelfen.

Der Kutscher auf dem Bock sitzt weder schief noch nach-

lässig, er hält die Zügel fest und stramm, wartet er doch nicht einmal, bis der Lakai ruft: Nach dem Schlosse! sondern kaum hört er, wie der Wagenschlag zufällt, als auch schon ein energischer Zungenschlag die Pferde dahinschießen läßt. Er lenkt sie finster und dabei nach allen Seiten umschauend, ob nicht eine andere herrschaftliche Equipage aus irgend einer Seitenstraße herausraffeln wird, um den thörichten Versuch zu machen, ihm den Vorrang abzulaufen. Dabei wirft er zuweilen einen Blick auf die Thurmuhr, bei der er vorüberfährt und spart auch einen leichten Peitschenhieb nicht, um den Trab der beiden Pferde zu beschleunigen.

Der Lakai hinten auf schaukelt heute nicht, leicht, bequem und grazios an den Riemen hängend; er hat sich auf die Fußspitzen erhoben, und wenn man so sieht, wie er beinahe krampfhaft den Hals vorstreckt, und über dem Dache des Coupé weg starr nach dem Schlosse blickt, wohin sich eine unzählige Menge wild gewordener Equipagen begibt, und wenn man dabei bemerkt, wie er zu gleicher Zeit mit den Armen rudert, so könnte man glauben, er wolle durch diese Bewegung den Lauf des Wagens beschleunigen. Die Rampe hinauf geht es in einem kurzen Galopp, oben aber muß man einen Augenblick halten, weil schon eine ziemliche Wagenreihe dasteht, die langweilig File macht, und Schritt für Schritt vorrückt, bis jede Equipage sich ihres kostbaren Inhalts entledigt hat. Die Wagenthüren fliegen zu, daß einem die Schösser leid thun, nachdem die Lakaien

Mäntel und Shawls so hastig von den Sigen gerissen, daß man sich wundert, wie nur eine Spitze oder ein Sammetbesatz ganz bleiben kann.

Es ist aber auch keine Kleinigkeit, welche den gesammten Hofstaat so plötzlich in Alarm bringt und nach dem Schlosse sprengt. Die lang erwartete Stunde Ihrer Hoheit der Frau Herzogin ist endlich gekommen, die Aerzte haben sich um sechs Uhr in der Frühe versammelt, die obersten Hof-Chargen sind seit acht Uhr vollständig bei einander, sprechend und flüsternd, und machen unendlich lange Gespräche. Alle spazieren auf den Behen paarweise im Zimmer auf und ab, den Federhut vor den Bauch gedrückt, mit hoch emporgezogenen Augbrauen, und so oft einer der dienstthuenden Kammerherren eifertig durch das Vorzimmer stolpert, — bei wichtigen Veranlassungen pflegen die Kammerherren im übermäßigen Diensteifer zu stolpern — so drücken die Excellenzen den Federhut fester an den Leib und es ist ihnen selbst äußerst seltsam zu Muth.

Das ganze Schloß befindet sich in einer sehr erklärlichen Aufregung; der Chef der Küche macht ein äußerst wichtiges Gesicht, denn an seinem Wirken hängt in der nächsten Zeit das Wohl des Staates. Er ist ein übermäßig wohlbeleibter Mann, welche Naturgabe einen sehr vorwichtigen Küchenjungen im Zusammenhange mit dem außergewöhnlichen Leben und Treiben zu einer sehr unpassenden Bemerkung Veranlassung gab; in Folge derselben brachte der

Oberfoch eine tüchtige Ohrfeige zur Welt, welche dem kleinen, weiß gelleideten Spötter keinen schlechten Schmerz verursachte. Die Portiers ziehen sehr wichtig aber geräuschlos ihre Stöcke an; alle Lakaien, selbst im entgegengesetzten Flügel von dem, welchen die Herzogin bewohnt, halten die Hand vor den Mund, wenn sie sprechen, die Kammerdiener du jour haben Mienen à deux mains, ebenso zum Lachen wie zum Weinen geneigt.

Unterdessen rauscht es die Treppen hinauf in Sammet und Seide, man begrüßt sich mit kurzen Worten, man eilt bei einander vorbei, um frühzeitig in den Empfangsaal zu kommen, wo sich der Hofmarschall, sowie die Obersthofmeisterin Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise befindet, um die Herren und Damen vom Hofe zu empfangen, Beide steif und förmlich, ernst, fast trübe, wie der Sonnabend vor Ostern, mit einer Rückerinnerung an die vergangene stille Zeit und einem Vorgefühl der lustigen heitern Tage, die beginnen werden mit dem Klang der Glocken.

Begreiflicher Weise bilden sich hier oben im großen Saale die verschiedenartigsten Gruppen; alte Excellenzen erinnern sich noch ganz genau des Tages, wo der nun schon höchstselige Herzog das Licht der Welt erblickte; es war das an einem Sonntagmorgen gewesen, es regnete unaufhörlich, bei den Freudenschüssen wollten die Kanonen nicht losgehen, und die Amme des allerhöchsten Kindes hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dasselbe dem durchlauch-

tigsten Vater in schwarzen Schuhen zu präsentiren, d. h. sie, die Amme, hatte schwarze Schuhe, was den kleinen Prinzen anbelangte, so waren seine charmanten herzoglichen Füßchen in goldgestickte Windeln eingeschlagen. — „Ach! diese Windeln!“ seufzte eine bejahrte Hofdame, „ich erinnere mich ganz genau, wie meine selige Mutter an einer derselben gestickt.“

„D das ist ja durchaus unmöglich,“ schmeichelte die alte Excellenz, obgleich man wohl wußte, daß die Hofdame selbst, was Zeit und Alter anbelangt, ganz gut eine der Windeln hätte sticken können.

Ähnliche Windelgespräche und was darum und daran hängt, wurden von den jüngeren Hofdamen und Ehrenfräulein nur geführt, wenn sich kein männlicher Lauscher in der Nähe befand, so bald sich irgend ein Kammerherr oder sonst etwas der Art näherte, ging das Gespräch ohne einen gehörigen Uebergang auf's Wetter über, auf das Theater, oder auf sonst einen unschuldigen und geringfügigen Gegenstand.

Neben diesen einzelnen Gruppen, die im ganzen Saale zerstreut waren, bemerkte ein kundiges Auge auch noch zwei streng geschiedene Hauptlager: die Partei des Regenten und die Ihrer Durchlaucht der Prinzessin. Die nächste Stunde mußte für diese beiden Parteien eine wichtige Entscheidung bringen; die eine Wagschale sank, die andere stieg hoch empor. — Die Herzogin werde sicher eine Prinzessin haben,

hatten alte kundige Damen versichert, die in ähnlichen An-
gelegenheiten Routine genug hatten, um durch allerlei kleine
Umstände eine solche Ansicht begründen zu können. „Ja,
eine Tochter — gewiß eine Prinzessin!“ hörte man viel-
fach im Saale flüstern, und das gab denen von der Partei
der Prinzessin jedesmal einen Stich ins Herz. In dem
Falle hatten sie nichts zu hoffen, Alles zu verlieren; in
dem Falle hörte die Regentschaft auf, und der Regent trat
in die Rechte und Titel des regierenden Herzogs des Lan-
des. Daß er alsdann Ihrer Durchlaucht der Prinzessin
Elise den freundlichen Rath ertheilen würde, mit der ver-
witweten Frau Herzogin Eschenburg zu bewohnen, daran
zweifelten die Anhänger des Regenten durchaus nicht; sie
hofften es, während die von der Partei der Prinzessin
leise flüsternd eine solche Möglichkeit als Befürchtung aus-
sprachen.

Es war für einen unparteiischen Beobachter ganz amu-
sant, die Haltung dieser beiden Lager zu sehen; die Sieges-
hoffnung der einen drückte sich durch freundige Mienen aus,
durch halbblautes Lachen, durch sehr excentrische Bewegungen
mit den Fächern; die andere Partei lachte nicht, sondern
sie lächelte nur, doch hatte dieses Lächeln etwas Forcirtes,
fast Unheimliches, und wenn man draußen Schritte hörte,
so wandten sich von dieser Seite des Saales mehrere
Duzend Augen sehr erwartungsvoll nach der Eingangsthür.
Wir können dabei nicht verschweigen, daß einige schwache

Seelen von der Partei Ihrer Durchlaucht ins andere Lager hinüber schieben, um dort, als sei gar nichts vorgefallen, ein harmloses Gespräch anzuknüpfen; doch las' sold' ein Unglücklicher in den halbgeschlossenen Augen oder dem eigenthümlichen Lächeln irgend einer alten Excellenz oder in dem raschen Fächerzuckeln einer entrüsteten Hofdame das verhängnißvolle „Zu spät!“ und verstand genau, was es heißen sollte, wenn in seiner Nachbarschaft, scheinbar ohne Beziehung auf ihn, irgend Jemand sagte: Ah! c'est trop fort!

Freilich gab es unter dem Hofstaat einige Privilegirte, die entweder dem Treiben beider Parteien fern geblieben waren, oder die man bei der einen oder bei der andern so hoch in Gunst stehend glaubte, daß Niemand es wagte, so bevorzugte Personen mit einem schiefen Blicke anzusehen, sondern daß Alle für diese ein angenehmes Wort, ein freundliches Lächeln hatten.

Hierzu gehörte auch Major von Ferno, der, schon früh im Schlosse anwesend, mit dem Hofmarschall und der Obersthofmeisterin so zu sagen die Honneurs gemacht hatte. Während Alles in gespannter Erwartung harrete, trieb er sich scheinbar zweck- und planlos zwischen den plaudernden Gruppen beider Parteien umher, doch wenn er auch hie und da eine Conversation anknüpfte, so bemerkten seine genaueren Bekannten wohl, daß er zerstreut sei und für Antworten, die man ihm gab, nur ein halbes Ohr habe. Auch machte er sich viel an der Seite der Fenster, von wo er

den Schloßplatz übersehen konnte, zu schaffen und blicke zuweilen mit gespannter Aufmerksamkeit dort hinab. Endlich schien das zu kommen, was er erwartete. Es fuhr ein Wagen die Rampe hinauf und hielt unter dem Hauptportal. Herr von Fernow dirimirte sich gegen die Eingangsthür des Saales, und als hier gleich darauf Baron von Wenden eintrat, faßte der Major dessen Arm und ging so langsam als möglich, um kein Aufsehen zu erregen, zwischen den Umherstehenden durch bis nach einer der Fensternischen, wo er den Freund in die hinterste Ecke zog und ungeduldig sagte: „Nun, was bringst du? Du bist lange genug ausgeblieben.“

„Möglich, daß es dir lange vorgekommen ist,“ versetzte der Kammerherr, „für mich war es auch kein kurzweiliges Geschäft, aber ich habe gethan, was eine menschliche Zunge und acht Pferdebeine zu thun im Stande sind. Ruh!“ damit blies er wie schaufrirt von sich und fächelte mit seinem Uniformshute sich einige Kühlung zu.

„Du hast ihn also nicht getroffen?“

„O ja, ich traf ihn, aber erst nach mehrmaligem Hin- und Herfahren. Zu Hause hieß es, er sei vor einer Viertelstunde weggefahren, nach Warrens Hôtel, wo Graf Hochberg wohnte. Ich eilte dorthin, was die Pferde laufen konnten. Vor dem Hause stand der Reisewagen des Grafen, die Bedienten packten emsig auf, antworteten mir aber auf meine Frage, beide Herren, der Graf, sowie Sr. Excellenz

seien vor einer Viertelstunde nach des Letzteren Wohnung zurückgefahren. — Wer weiß, wo sie sich unterwegs aufgehalten. Nun gut, ich fahre dorthin zurück. — Niemand da, versichert mich der Kammerdiener des Barons, wobei er die Achseln bis an die Ohren emporzieht. Du kennst nun mein unverwüßliches Phlegma bei solchen Angelegenheiten. Ich sage also dem Kammerdiener: gut, wenn Niemand da ist, so werde ich mir erlauben zu warten bis Jemand kommt. Man führt mich in den Salon und ich setze mich in einen Fauteuil und stelle Betrachtungen an über die Vergänglichkeit alles Irdischen.“

„Gewiß sehr schöne Betrachtungen!“ entgegnete der Major ungeduldig, „die du mir später hoffentlich nicht vorenthalten wirst. Aber später, später!“

„Wenn wir wieder zusammen Dienst im Vorzimmer haben,“ lachte der Kammerherr. „O du Narr des Glücks! — Da sitz' ich also eine Weile, und um zu zeigen, daß ich durchaus keine Eile habe, richte ich mich so häuslich wie möglich ein; ich nehme eine Zeitung und fange sorgfältig bei den telegraphischen Depeschen an.“

„Weiter! Weiter!“

„Den Teufel auch! Treib' mich nicht so. Was ich dir hier nur in der Kürze erzähle, hat mich wahrhaftig viel länger aufgehalten.“

„Das glaube ich dir gern,“ erwiderte der Major,

unmuthig den Kopf schüttelnd, „und ich will dir heute Abend still halten, sechs Stunden meinewegen. Aber bedenke doch, daß ich wissen muß, woran ich bin und daß wir jeden Augenblick unterbrochen werden können.“

„Bah! Sind wir wirklich schon so nahe dabei?“

„Da schau hinüber an den alten Schloßflügel,“ - antwortete Herr von Fernow. „Siehst du dort am offenen Fenster den Grafen Schuler, bemerkst du wohl, wie der Hofchirurg jeden Augenblick rapportirt? Ich glaube wahrhaftig, er schießt sich an, ein Zeichen zu geben.“

„Nun, und was für ein Zeichen?“

„Das hängt von der nächsten Viertelstunde ab. Haben wir eine Prinzessin, so schwingt er ein weißes Tuch, haben wir einen Prinzen ein rothes. Hinter dem Schloßplatz erheben sich sodann augenblicklich Raketen und ein paar Sekunden darauf verkünden die Batterien vor dem Thore der Residenz diesen Augenblick des Glücks. — Also bitt' ich dich — beeile deinen Bericht.“

„Meinewegen. Nachdem ich also eine gute Weile gewartet und — notabene! — keinen Wagen anfahren gehört, meldet der Kammerdiener, Se. Excellenz seien zurück. Se. Excellenz erschienen auch gleich darauf im Salon, sahen aber sehr ermüdet und abgESPANNT aus.“

„Nun?“ fragte eifrig der Major. „Und warum hat er gestern nicht zu mir geschickt, wie er versprochen?“

„Er hätte geschickt,“ entgegnete der Kammerherr mit einem höhnischen Lächeln, „du seist nicht zu finden gewesen.“

„Eine infame Lüge!“ rief so heftig der Major, daß sich ein paar nahestehende Hofdamen erstaunt umwandelten und Herr von Wenden seinem Freunde ein Zeichen des Schweigens machte.

„Das muß mich empören,“ fuhr dieser fort. „Ich war bis nach vier Uhr zu Haus und habe darauf schriftlich hinterlassen, wo ich bis zu meiner Zurückkunft zu finden sei. — Doch was ereifere ich mich! Und warum war er nicht zu finden, als ich ihm nach zwei Uhr Botschaft schickte?“

„Da du gesehlt habest,“ antwortete der Kammerherr achselzuckend, „so habe auch er sich nicht für verpflichtet gehalten, zu Hause zu bleiben.“

„Gut, gut! Und dann sprachst du?“

„Wie Cicero,“ entgegnete der Kammerherr mit entschiedenem Tone und erhobenem Kopfe. „Eigentlich nicht wie Cicero, sondern ich faßte mich sehr kurz und richtete ihm in gedrängten Worten meine Botschaft aus.“

„Und er nahm Alles an?“

„Alles.“

„Heute Abend?“

„Um fünf Uhr hinter dem Park.“

„Gott sei Dank,“ erwiderte rasch der Major, „so werden wir diese Angelegenheit abmachen. Wenn es dir recht ist, speisen wir um drei Uhr, und bis dahin hast du vollkommen Zeit, Alles vorzubereiten.“

„Versteht sich von selbst,“ sagte Herr von Wenden, „nur könnte der Fall eintreten, daß mich der Regent zu irgend etwas befiehlt. Du weißt,“ setzte er wichtig thugend hinzu, „meine Ungnade scheint vorüber, die Sonne leuchtet mir wieder. — Aber ich bin vergeßlich,“ unterbrach er sich selbst im rascheren Tone. „Nachdem ich deine Angelegenheit mit dem Baron Rigoll besorgt, übergab er mir dies Schreiben an den Regenten. Du weißt, ich habe ein immens richtiges Vorgesühl. Das Schreiben enthält Wichtiges. Auch bat mich Sr. Excellenz um alter Freundschaft willen, es Sr. Hoheit so bald als möglich zu übergeben.“

„Das ist eigenthümlich. Und sahst du den Grafen Hohenberg?“

Der Kammerherr schüttelte mit dem Kopfe. Dann sagte er: „Er war vermuthlich im Nebenzimmer, ließ sich aber nicht sehen.“

„Und Baron Rigoll sprach nichts von der versehten Angelegenheit?“

„Nur ein paar Worte. Er bemerkte mir in seinem scharfen unangenehmen Tone und ungefähr in diesen Worten: Es ist bei Hofe das sonderbare Gerücht verbreitet worden,

als sei Se. Durchlaucht, der Herzog Alfred von D. incognito in der Stadt. — Ich kann Sie versichern, Herr Baron von Wenden, daß daran kein wahres Wort ist.“

„Avis au lecteur!“

„Allerdings. Und ich gab ihm mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort: „Wenn mich Ew. Excellenz das versichern, so muß ich es natürlicher Weise glauben.“ — Aber mein Lächeln, mit dem ich diesen Satz begleitete, sagte ihm genug.

„Ich fürchte,“ sprach Herr von Fernow nachdenklich, „der Augenblick, in dem Baron Rigoll anfing, diese Angelegenheit zu betreiben, war für ihn kein Augenblick des Glücks.“

„Ganz meine Ansicht,“ entgegnete der Kammerherr und setzte hinzu, indem er seinen Freund mit einem sehr pfliffigen Gesichtsausdruck anschaute: „Vielleicht war das für Andere ein Augenblick des Glücks.“

„Das ist nun einmal so in der Welt,“ meinte der Major und wandte sich vom Fenster ab, um auf das Gewühl des Hofstaates im Saale zu blicken. „Die Wagschalen des Glücks steigen auf und ab, und wenn eine Partei hinunter muß, steigt die andere vielleicht hinauf.“

„Wenn nur wir bei der letzteren sind,“ versetzte lachend der Kammerherr. — — In diesem Augenblicke hörte man ziemlich entfernt etwas wie das Zischen einer Rakete,

einer zweiten, einer dritten, und gleich darauf vernahm man einen dumpfen Kanonenschuß. — Wenn vom heiteren Himmel herab unzählige Blitze gefahren wären oder brennender Schwefel, flammendes Pech, oder wenn die Decke des Saales plötzlich gewankt hätte: die Aufregung unter dem Hofstaat hätte nicht größer sein können. Junge kräftige Ehrenfräulein erblickten und errötheten, und ältere Hofdamen hätten es vielleicht gerade so gemacht, wenn die Schminke dabei nicht ein kleines Hinderniß gewesen wäre. Doch wandten sich diese mit angehaltenem Athem dem Fenster zu; nervenstarke Naturen affectirten ein gleichgültiges Lächeln, während schwächliche Constitutionen eine Stuhllehne oder eine Tischdecke suchten.

Bumm! — bumm! — bumm! — ging es draußen.

Schon bei dem ersten Schusse war alle Conversation mit einem Male abgebrochen; man hörte selbst nicht einmal das geringste Flüstern mehr, kein Zuklappen der Fächer, und wo zufälliger Weise bei einer unvorsichtigen Bewegung der schwere Seidenstoff des Kleides irgend einer Dame rauschte, da sah man ringsumher ein paar Duzend unwilliger Augen, welche Ruhe geboten. — Kammerherren, die seit längerer Zeit alles Gefühl verlernt hatten, die selbst einem ungnädigen Blicke gegenüber so viel kaltes Blut behielten, um den Kopf sehr aufrecht zu tragen, den Hut mit Ostentation an der Seite zu halten und furchtlos in der dritten Position zu verharren, selbst dergleichen eiserne

Naturen fühlten eine gelinde Emotion. — Alte ergraute Generale, die ohne Herzklopfen im stärksten Geschützfeuer ausgehalten, und denen das wildeste Krachen rings umher gleichgültig war, fühlten jetzt jeden Schuß in ihren Nerven nachklingen. —

Bumm! — bumm! — bumm!

Bumm! — bumm! — bumm!

Schon der sechszehnte Schuß. Beim fünfundzwanzigsten war der entscheidende Moment. Wurde es nach diesem draußen stille, so hatte die Partei des Regenten alle Ursache, den Kopf hoch zu erheben, so war die der Prinzessin niedergeschmettert, vernichtet, gar nicht mehr vorhanden, — fertig.

Die Pause zwischen dem fünfundzwanzigsten und sechszwanzigsten Schusse mußte allen Anwesenden eine Ewigkeit dauern, sie war im Stande Ohnmachten hervorzubringen.

Man konnte beinahe die Herzen unter den Uniformen und unter den Roben der Damen schlagen hören. Fast athemlos standen die Gruppen da, mit weit aufgerissenen Augen, bleich und roth, um die Lippen ein bezeichnendes, krampfhaftes Lächeln. Manche Dame fühlte, daß sie doch etwas zu fest geschnürt sei; manche Excellenz fuhr sich mit der kalten Hand über die feuchte Stirn.

Bumm! — bumm! — bumm! — bumm! —
bumm! — bumm!

Der fünfundzwanzigste! Die Spannung hatte einen verzweifelungsvollen Grad erreicht. Es drohten Convulsionen und Ohnmachten. Noch eine Sekunde und die Würfel waren gefallen.

„Bumm! — Der sechsundzwanzigste Schuß! — — — Die Herzogin hatte einen Prinzen geboren, dem Lande war ein Thronerbe geschenkt. — — —

War es keine Täuschung, war nicht eins der Geschütze unvorsichtiger Weise losgegangen? Hatte sich der commandirende Artillerieoffizier nicht verzählt? — Nein! nein! jubelte die Partei der Prinzessin, er hat sich nicht verzählt; horch! das Glück verheißende Schießen dauert fort:

Bumm! — bumm! — bumm!

Wer mag jetzt noch zählen? Weder Die, welche in der Geburt eines Prinzen ihr Heil erblickten, noch die Andern, welche mit langen Gesichtern drein schauten. Als es aber gewiß war, daß ein Prinz geboren sei, denn die Kanonen erzählten das fort und fort der aufhorchenden Residenz, da fing auch die Conversation in dem Saale lebhafter als je wieder an. Wohl hatte man bei dem sechsundzwanzigsten Schuß ein paar gelinde Aufschreie vernommen, hatte auch einige Damen wanken, und vor dem Umfallen nur durch die bereitwillig geöffneten Arme nebenstehender Herren bewahrt gesehen; doch verschwanden diese Zeichen getäuschter Hoffnung in dem lauten Jubel der Gratulationen, mit der

namentlich die Partei der Prinzessin sich gegenseitig überschüttete. Auch das andere Lager machte gute Miene zum bösen Spiel; hielt doch der Regent nach wie vor das Scepter in seiner Hand und waren achtzehn Jahre bis zur Großjährigkeit des Neugeborenen eine lange Zeit. Freilich hatte sich die verwittwete Herzogin und somit auch deren Schwester, die Prinzessin Elise, zu neuerer und größerer Wichtigkeit erhoben, und da Ihre Durchlaucht bekannt dafür war, einen Schein von Recht, den sie hatte, in das vollgültigste Recht zu verwandeln, so konnte ihre Partei immerhin die Köpfe aufrichten und mit einem etwas übermüthigen Lächeln ins andere Lager hinüber blicken.

Schon lange hatten die Kanonen draußen geschwiegen, und noch immer nicht kam aus den Gemächern der Herzogin eine offizielle Bestätigung der Geburt des Thronerben. Ältere Staatsdamen und ergraute Kammerherren fingen an leicht die Köpfe zu schütteln und prophezeiten den zunächst Stehenden irgend etwas Unvorhergesehenes, etwas Mißliches, das drüben vorgefallen. Und in der That, sie mochten Recht haben. Einzelne Neugierige, die sich an der Thür befanden und verstohlen in die angrenzenden Zimmer lauschten, erzählten ebenfalls flüsternd von einem seltsamen Rennen und Laufen der Bedienten, und Einer wollte den alten Kindermann gesehen haben, wie er in dem geheimen Corridor verschwunden war, der zu dem Appartement des Regenten führte, aber nicht den ewig lächelnden Kindermann,

wie ihn der ganze Hof kannte, sondern Kindermann mit einem ernsten, fast melancholischen Gesichtsausdruck.

So wie heute war die Erwartung des Hofstaates noch nie auf die Folter gespannt worden; man fing in ganz vertrauten Kreisen an, dies sonderbar, ja absurd zu finden; man hatte wenigstens so viel Rücksicht ansprechen zu können geglaubt, um irgend einen Bericht zu erhalten, eine Botschaft von dem, was auf dem andren Flügel vorgefallen war; man begann die Köpfe zu schütteln, bedeutam die Schultern in die Höhe zu ziehen, und die Conversation war nahe daran, aus allgemeiner Aufregung wieder vollkommen einzuschlafen, als man bemerkte, wie die Kammerherren du jour an der Hauptthüre des Saals mit einem Male Mienen machten, welche deutlich etwas Außergewöhnliches anzeigten. Sie erhoben ihre Köpfe, rückten verstohlen die weiße Halsbinde in die Höhe und wandten sich mit einer halben Wendung gegen die Thür. Ihr außerordentlich feines Gehör hatte draußen Schritte vernommen. Jetzt legten sie ihre Hände an die nicht ganz geschlossenen Thürflügel, jetzt flogen diese auf, und im zweiten der anstoßenden Säle bemerkte man den Regenten, wie er kam, — endlich, endlich! Zu seiner linken Seite ging die Prinzessin Elise, hinter Beiden die Staats- und Hofdamen, dann folgten der erste Adjutant Sr. Hoheit, die obersten Hofchargen, die Minister und ein paar Kammerherren.

Im Empfangsaale vernahm man ringsum das gewisse

Mäuspfern, mit welchem man sich auf etwas ganz Außerordentliches vorbereitet. Die Herren zogen ihre Uniformsfräcke hinab, die Damen warfen einen prüfenden Blick auf ihre Toiletten, und als nun der Regent im Saale erschien, wehte eine einzige Verbeugung, rauschte ein einziger tiefer Knix durch den weiten Saal. Es lag etwas Düsteres im Blicke des Herzogs, welches Alle deutlich bemerkten, bei denen er vorüberschritt, um am Ende des Saals ein paar Stufen auf die Estrade zu steigen, wo unter roth samtnem Baldachin ein vergoldeter Sessel stand.

Für die Partei der Prinzessin wäre die düstere Miene des Regenten ein gutes Vorzeichen weiter gewesen, wenn man nicht auf dem Gesichte Ihrer Durchlaucht ebenfalls einen tiefen Ernst bemerkt hätte. Ja, kundige Blicke wollten in den Augen derselben Spuren von Thränen bemerken.

Der Regent führte die Prinzessin an der Hand die Stufen hinauf und als er sie auf dem Sessel niedersitzen ließ, hörte man ein ganz leises Murmeln der Verwunderung. Er selbst stand aufrecht auf der obersten Stufe, hatte die Hand auf die Rückenlehne des vergoldeten Stuhles gelegt und sprach mit lauter und fester Stimme, nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen: „Der von uns Allen, die wir hier versammelt sind, sowie von dem ganzen Lande längst ersohnte und erwartete Augenblick ist eingetreten. Leider aber ist es kein Augenblick des Glücks gewesen. Der Himmel, der unsere Geschicke lenkt, der uns

nach seiner weisen Einsicht Freuden und Leiden gibt, hat es für gut befunden, Beides zu gleicher Zeit auf uns herabzulassen. Unsere erhabene Niichte, die verwittwete Herzogin dieses Landes genoß nur eine kurze Zeit des Glückes, einen Erben des Thrones in ihre Arme zu schließen. Gott hat es gewollt, daß die Stunde der Geburt des Prinzen zugleich die Stunde seines Todes war."

Als der Regent so sprach, barg die Prinzessin ihr Gesicht ein paar Augenblicke in beide Hände, und in der Versammlung, welche in der größten Spannung diesen Worten gelauscht, herrschte ein tiefes Schweigen.

Nach einer kleinen Pause fuhr Se. Hoheit fort: „Durch diesen traurigen Fall ward nach der Verfassung des Landes und den Familienstatuten Unseres Hauses der Thron erledigt und die Herzogskrone ging nach denselben Gesetzen auf den nächststehenden männlichen Auserwählten des höchstseligen Herzogs, also auf mich über. — Weder Ihnen, die Unserem Hause bisher in Liebe und Treue zugethan waren, noch den übrigen Unterthanen des Landes bin ich ein Unbekannter, ein Fremder. Meine Art zu handeln und zu wirken wird die gleiche bleiben, und wie ich Jedem ein gnädiger und gerechter Herr sein werde, so erwarte ich auch, daß die Anhänglichkeit, die Liebe und Treue, die man bisher dem Regenten bewiesen, nun auf den regierenden Herzog übertragen werde."

Es ist unmöglich, die Bewegung zu schildern, welche

nach dieser Rede in der Versammlung entstanden, eine Bewegung, die sich weniger durch Worte als durch Mienen und Geberden kund gab. Wo waren die hochfliegenden Hoffnungen geblieben, mit welchen die Partei der Prinzessin die Geburt eines Thronerben begrüßt hatte! Mit dem Tode des kleinen Prinzen hörte diese Partei auf zu sein; sie hatte nichts mehr zu hoffen, vielleicht Alles zu fürchten. Ein tiefes Schweigen herrschte auf dieser Seite des Saales, und die Blicke, mit denen man sich ansah, sprachen bedröder als tausend Ausrufungen. Auch die Anhänger des Regenten, obgleich sie stolz und freudig um sich blickten, waren doch von dem eben Gehörten, von ihrem Glücke so überrascht und heraufsch, daß kein lauter Ausruf über ihre Lippen kam; man lächelte einander nur verstohlen zu, man drückte sich im Geheimen die Hände. Und dann schaute wieder Alles erwartungsvoll zum Herzog empor, der sich einen Augenblick zur Prinzessin niederbeugt und ihre rechte Hand ergriffen hatte, die er langsam an seine Lippen drückte. Darauf richtete er sich wieder empor und ein leises, kaum bemerkliches Lächeln flog über seine Züge, als er abermals die fast athemlos dastehende Versammlung überblickte. — „In diesem für mich so feierlichen Moment,“ sprach er, „wo mir der Himmel so viel gegeben, kann ich nicht umhin, Sie, meine Lieben und Getreuen, von einem größeren Glücke zu benachrichtigen, das mir zu Theil geworden. — Unsere durchlauchtige Nichte, die Prinzessin

Elise, hat eingewilligt, mir ihre Hand zu reichen, und indem ich diese theure Hand hiermit ergreife, nenne ich die Prinzessin öffentlich meine liebe Braut und empfehle meine zukünftige Gemahlin gleich mir nochmals Ihrer Treue und Liebe.“

Dies war nun ein Augenblick des Glücks, ungefähr jenem vergleichbar, wenn die feindlichen Brüder von Messina endlich einander in den Armen liegen und die beiden getrennten Chöre, hingerissen von diesem frohen Ereigniß, auf einander zustürzen, sich die Hände reichen, und mit leuchtenden Blicken und innigen Worten geloben, daß fernerhin alle Feindschaft aufhören werde, kein Groll, kein Haß mehr bestehen soll. Man schien absichtlich seine eifrigsten Widersacher aufzusuchen, man reichte seine Hände den bis zu dieser Stunde erbittertesten Gegnern. Es kamen unglaubliche Umarmungen vor, man sah mehr als Ein Paar feindlicher Brüder sich die liebenswürdigsten Dinge sagen, ja man sah Thränen in Augen und Lächeln auf Lippen, wo diese beiden Artifel seit langen Jahren ganz außer Cours gekommen waren. — Aber all' die Ausrufungen, das Entzücken, die frohen Begrüßungen, das freudige Lachen, welche eine Partei für die andere hatte, vereinigten sich im nächsten Augenblicke gegen das glückliche Paar auf der Estrade, und als nun ein alter General, den Moment erfassend, ein Hoch auf den Herzog und die Herzogin ausbrachte, einigte sich Alles in diesem Spruch, und die Wände des

Saals hallten wieder von dem stürmischen Rufen, die draußen auf dem Plage und in den Straßen ein gewaltiges Echo fanden.

Der größte Theil der Bevölkerung war, angezogen durch die Kanonenschüsse, auf den Platz vor dem Schlosse geeilt; wie ein Lauffeuer hatte sich nicht nur die Nachricht von der Geburt des armen kleinen Prinzen, sondern auch von dessen Tode unter der Menge verbreitet, — ein Tod, der nun den allgemein verehrten Regenten zum Herzog machte. Tausende von Stimmen verlangten ihn zu sehen, und als er, diesem donnernden Wunsche folgend, hinaus trat auf den großen Balkon des Schlosses, zerriß ein unendlicher Jubelruf die Luft, in welchen sich der Kanonendonner und das Läuten der Glocken mischte.

Daß Freude und Leid in diesem Leben sich so oft berühren! — Die Thränen der verwittweten Herzogin flossen auf die kalte bleiche Stirn ihres neugeborenen Kindes, das nach wenigen Athemzügen und nach einem einzigen schmerzlichen Blick schon die Erde und seine Mutter verließ. Wohl hörte diese Kanonendonner und Glockengeläute; doch erregte es in ihr kein verbittertes Gefühl, im Gegentheil freute sie sich des Glückes ihrer Schwester. Sie ließ sich ein Blatt Papier reichen und schrieb darauf mit zitternder Hand: „Meine heißesten und innigsten Wünsche, für das Wohl des Herzogs und das Glück meiner geliebten Schwester.“

Ihr Kammerherr überbrachte diese Zeilen, und es war

die rührendste Huldigung, welche die beiden Glücklichen am heutigen Tage erhielten.

Die Angehörigen des Hofes, nachdem sie mit vollkommen angepassten Mienen gratulirt, condolirt und wieder gratulirt, hatten das Schloß verlassen, und der Herzog befand sich mit der Prinzessin in deren Salon und in Gesellschaft des Fräulein von Ripperda, welche Ihre Durchlaucht jetzt herzlich in die Arme schloß, den Kopf auf deren Schultern legte und nun im Uebermaße des Glücks laut weinte.

Die Einzigen, die sich noch im Vorzimmer befanden, waren Major von Fernow und der Kammerherr von Wenden, welch' Letzterer seinem dem Baron Rigoll gegebenen Versprechen gemäß das Schreiben desselben in die Hände des Regenten legen wollte. „Du bist ja im Dienst,“ sagte er zu seinem Freunde, „und kannst dir schon erlauben, mich zu melden.“

„Nicht gern,“ entgegnete dieser; „es ist das ein delikater Augenblick, und ich muß mich am allermeisten in Acht nehmen, etwas zu thun, was nur einen Schein von Indiscretion an sich hätte. Wahrhaftig, lieber Wenden, in diesem Falle muß ich mich selbst vorher melden lassen, allein ich will dann recht gern für dich das Gleiche thun.“

Daß der gute Major begierig eine passende Gelegenheit suchte, in den Salon eintreten zu dürfen, wo sich ja

auch Helene befand, brauchen wir dem geneigten Leser eigentlich nicht zu sagen. Es war ihm darum Alles daran gelegen, Jemand zu finden, dem er mit Anstand eine Meldung überbringen konnte. Ja, er hätte sich am Ende mit einem ganz gewöhnlichen Lakaien begnügt, wenn nicht in diesem Augenblicke Herr Kindermann vom Corridor in den Saal getreten wäre, in der Absicht, sich zum Regenten zu begeben.

Der alte Herr hatte seine vorige melancholische Miene abgestreift und sein Gesicht strahlte von einem außerordentlichen Vergnügen; ja, sein Lächeln gab einen solchen Glanz von sich, daß sich ein gleiches auf dem Gesichte des Majors entzündete, der dem würdigen Kammerdiener freundlich die Hand reichte und ihm darauf sagte, daß er so wie Herr von Wenden Seine Hoheit einen Moment sprechen müßten, und ihn bäten, die Meldung zu übernehmen. Da Herr Kindermann seinem Schützling, wie er den Adjutanten nannte, außerordentlich wohl wollte, auch wohl wußte, daß er in demselben dem Herrn keine unangenehme Persönlichkeit melde, so entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung: er schätze sich glücklich, dem Herrn Major dienen zu können, und verschwand darauf mit einem wohlwollenden Blick im Salon der Prinzessin.

Die tiefe Verbeugung des Herrn Kindermann, sowie überhaupt das unterwürfige Wesen, welches er soeben dem Adjutanten Sr. Hoheit bezeigt, wurde durch die Anwesen-

heit des Herrn von Wenden hervorgerufen. Denn wenn wir auch wissen, daß der Major und der Kammerdiener im Kabinete des Letzteren viel unbefangener, ja freundschaftlicher mit einander sprachen, so war doch Herr Kindermann viel zu sehr ein Mann von Welt, um nicht vor den Augen eben dieser Welt auf's allerdeutlichste den Rangunterschied zwischen dem Adjutanten Sr. Hoheit und sich, dem Kammerdiener, zu zeigen.

Jetzt erschien der alte Herr wieder in der Thür des Kabinetts, verbeugte sich abermals tief und sagte mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Salon: „Herr Major von Fernow!“ — Als sich der Gerufene eilig näherte, und dicht bei dem Kammerdiener war, fuhr dieser mit einem leichten Seufzer flüsternd fort: „Ach, Herr Major, ich wünschte, daß Ihr hochseliger Herr Papa noch lebte!“

„Und warum, Freund Kindermann?“

„Der Regent — — ich wollte sagen des Herrn Herzogs Hoheit“ verbesserte sich der Kammerdiener, „ist Ihnen sehr wohl geneigt. Wenn mich nicht Alles trügt, müssen Sie eine außerordentliche Carriere machen.“

„Dieser Glaube kommt aus Ihrer Freundschaft für mich, lieber Herr Kindermann. Doch freut es mich in der That, wenn Sie die Idee haben, daß ich zu was Gutem aufersehen sei.“

„In wenigen Jahren Excellenz,“ sprach Herr Kinder-

mann mit einer so wichtigen Miene, daß sie fast komisch ausah, während der Adjutant in den Salon trat.

Nach einigen Augenblicken erschien Fernow wieder, winkte dem Kammerherrn und ließ ihn eintreten, während er selbst draußen bei dem Kammerdiener blieb.

Herr Kindermann hatte verstoßen eine Priese genommen, dann sanft auf die Halsbinde geklopft, um jedes Stäubchen zu entfernen, worauf er sich die Hände rieb und mild lächelnd sagte: „Wer hätte das Alles vor drei Tagen gedacht! Was hat sich hier auf einmal verändert!“

„So viel,“ entgegnete Herr von Fernow, „daß man es kaum fassen kann. So sehr mich auch die wichtigen Veränderungen bei Hof erfreuen, so bin ich doch Egoist genug, um vor Allem daran zu denken, wie sich meine Stellung in kurzer Zeit umgewandelt hat. Denken Sie noch an jenen Abend, als ich im Vorzimmer war, und da Sie zufällig abwesend waren, dem Rufe der Klingel folgte und in das Kabinet des Regenten trat?“ —

„Ob ich mich daran erinnere!“ versetzte Herr Kindermann, indem er sanft mit dem Kopfe nickte. „Mancher an Ihrer Stelle, Sie selbst vielleicht zu andern Zeiten hätten gedacht: was geht das mich an? Sie wären ruhig ihrer Wege gegangen und hätten einen Augenblick verpaßt, an dem vielleicht Ihr ganzes künftiges Schicksal hängt.“

„Ja, — ein wichtiger Moment,“ sprach nachdenkend der Adjutant. — „Mein Freund Wenden würde sagen: —“ —

„Das war ein Augenblick des Glücks,“ rief Herr von Wenden in der That, als er im gleichen Momente hastig und freudestrahlend aus dem Salon der Prinzessin trat. „Ah! das hat wohlgethan. Ich versichere dich, Fernow, Seine Hoheit ist von einer Gnade, einer Güte, einer Milde, — und die Prinzessin ein wahrer Engel, liebenswürdig wie immer, und dabei sanft wie nie,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu, fuhr aber gleich darauf in lauterem Tone fort, als er bemerkte, wie ihn der Adjutant lächelnd und fragend anblickte, wobei er sich übrigens ein klein wenig in die Brust warf: „Seine Hoheit der Herzog haben sich freundlich erinnert, mit welcher musterhaften Geduld ich meine Krankheit ertragen. Und Ihre Durchlaucht die Prinzessin haben nicht vergessen, wie bereitwillig ich jeder Zeit war, in ihrem Dienste zu wirken. — Ich bin zum Legationsrath ernannt und werde noch heute nach dem Hofe von B. abreisen, auf meine Anzeigen eine einfache Condolation und eine doppelte Gratulation in Empfang nehmen.“

„Nun, da können dir zwei Orden nicht fehlen,“ meinte lachend Herr von Fernow, indem er dem Freunde die Hand schüttelte. „Daß du meine besten Glückwünsche hast, brauche ich dir nicht zu sagen.“

„Auch ich erlaube mir, dem Herrn Legationsrath geziemend zu gratuliren,“ sagte Herr Kindermann mit einer ehrwürdigen Verbeugung, mit einem steifen Lächeln, welches sich aber in freundliches Schmunzeln verwandelte, als der

Kammerherr im Uebermaße des Glücks seine Hand ergriff und sie freundlich drückte. Hierauf zog sich der alte Herr zurück, und als er sich nach einer gemessenen Verbeugung umwandte und durch den Saal dahin schritt, blickte ihm der Major von Fernow nach und sprach zu seinem Freunde: „Das ist bei all seinen Eigenheiten ein braver Mann, und es ist ein Glück, daß ein wohlwollender Charakter wie er, in der Nähe des Fürsten weilt. Also du reisest heute Abend? Nun, hoffentlich nicht eher, bis unsere Geschichte beendigt ist.“

„Das versteht sich von selbst. — Doch still, die Thüre öffnet sich.“

Es war der Herzog selbst, der unter den Portieren erschien und nach dem Major von Fernow rief. Dieser wußte nicht, warum ihm das Herz heftiger schlug, als er in den Salon trat.

Die Prinzessin ruhte in einem kleinen Fauteuil, und als der junge Offizier herein trat, blickte sie nach ihm hin mit dem gewissen schalkhaften Lächeln, worin so oft eine ganz kleine, kleine Bosheit sichtbar war. Diesmal aber war Güte und Freundlichkeit vorherrschend, und sie winkte verbindlich mit der Hand, als Herr von Fernow mit einer Verbeugung vor den Herzog trat. Neben dem Fauteuil der Prinzessin stand Helene von Ripperda, und blickte angelegentlich zum Fenster hinaus.

„Das ist mein geheimer Bundesgenosse,“ sagte der Herzog zu den Damen, indem er auf den Major wies, der fast verlegen ein paar unzusammenhängende bescheidene Worte sprach, wie das bei solchen Gelegenheiten wohl vorkommen kann. „Nein, nein,“ fuhr Seine Hoheit fort, „die Wahrheit muß ich sagen, Fernow hat mir aufrichtig und treu gedient.“

„Und mich verrathen!“ lachte die Prinzessin, „Fernow, das werde ich Ihnen nie vergeben.“

„Allerdings, Ew. Durchlaucht, es war ein kleiner Verrath, ich gestehe es, aber kein Mißbrauch des Vertrauens, denn man schenkte mir jener Seite kein Vertrauen. Und da mein Verrath für Alle so segensreiche Folgen gehabt hat, so wird er mir gewiß verziehen werden.“

„Gewiß, lieber Fernow,“ sprach heiter der Herzog, „und ich habe Sie gerufen, um Ihnen vor allem Andern meinen Dank auszusprechen. — Apropos!“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während er einen Brief, den er in der Hand hielt, geöffnet und wieder zusammengelegt hatte, „da hat mir Wenden ein Schreiben des Baron Rigoll übergeben. Nehmen Sie es, sehen Sie es durch, ich muß mit Ihnen darüber sprechen.“ Er reichte ihm das Papier, ehe es aber der Major ansehen konnte, machte der Herzog plötzlich eine Handbewegung gegen Fräulein von Ripperda und setzte mit lauter Stimme hinzu: „Halten Sie

einen Augenblick inne, Fernow. Fragen Sie vorher unsere schöne Helene, ob und wann sie wünscht Obersjägermeisterin zu werden.“

Der arme Major erschrad fast, als er den Regenten so reden hörte; er warf einen Blick auf Fräulein von Ripperda, die aber ihre Stellung durchaus nicht veränderte und etwas außerordentlich Interessantes auf dem Schloßplatze zu betrachten schien.

„Nun, wenn Sie nicht fragen wollen,“ fuhr Se. Hoheit lachend fort, „so lesen Sie das Schreiben des Baron Rigoll.“

Herr von Fernow öffnete das Papier mit einer immer wachsenden Spannung. Er durchslog den Inhalt, und als er ihn übersehen, tanzten die Worte fast vor seinen Augen herum. Nachdem er sich einen Augenblick gesammelt, stürzte er auf den Regenten zu, ergriff dessen Hand und drückte sie trotz allem Widerstreben an seine Lippen. Er war außer sich; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gaukelten in glänzenden Bildern vor seiner entzückten Seele; er vergaß sich soweit, daß er sich stürmisch Helene näherte, die zusammenschreckte bei dem Ton seiner Stimme, als er ihr die Frage that, die ihm der Herzog befohlen.

Um den geneigten Leser nicht im Ungewissen zu lassen, was den jungen Offizier so außer sich brachte, wollen wir nicht verschweigen, daß das Schreiben Sr. Excellenz des

Oberstjägermeister, Baron von Rigoll, ein Entlassungs-
gesuch enthielt, und daß der Herzog auf den Rand ge-
schrieben hatte: „Angenommen, und wird das Oberstjäger-
meister-Amt provisorisch dem Major von Fernow über-
tragen.“ — —

Welch süße Augenblicke des Glücks!

Achtzehntes Kapitel

beschließt vielleicht langweilig.

Wir könnten nun, theurer und geneigter Leser, noch viel merkwürdige und vielleicht auch interessante Dinge erzählen, von unerhörten Festlichkeiten, die bei Hofe vor sich gingen, von glänzenden Vermählungen, von Feuerwerken und Illuminationen. Doch sei es ferne von uns, deine Geduld mit Sachen zu ermüden, die in der jetzigen so sehr bewegten Zeit zu den Alltäglichkeiten gehören. Da wir von Vermählungen in der Mehrzahl sprechen, so ist selbstredend auch die des Herrn von Fernow mit Fräulein von Ripperda darunter begriffen, wodurch die Befürchtung, als habe das Duell des Majors mit dem Baron Rigoll ein blutiges Resultat geliefert, in sich selbst zerfällt. Indem wir dieses Duell, welches wirklich stattfand, nicht erzählen, entgeht uns allerdings der Vorwurf einer pikanten Schilderung: wir hätten der Wahrheit gemäß sagen können, daß gegen sieben Uhr an dem bezeichneten Abend Baron Rigoll an der Seite

des Grafen Hohenberg wohlbehalten die Residenz verließ, und hätten dadurch den geneigten Leser in Schrecken versetzen können, als sei Herr von Fernow vielleicht gefährlich verwundet zurückgeblieben. Da es uns aber nie darum zu thun war, das Interesse auf unnatürliche oder künstliche Art zu erregen, so sagen wir nur der Wahrheit gemäß, daß als ein paar Kugeln ohne Erfolg gewechselt waren, Baron Rigoll unter vollständiger Zurücknahme seiner beleidigenden Ausdrücke die Hand zur Versöhnung bot.

Es war ein schöner prachtvoller Frühlingsabend, als der provisorische Chef des Oberstjägermeisterantes mit dem nunmehrigen Legationsrath von Wenden nach dem stattgehabten Rencontre zur Stadt zurückritt. Nicht nur Bäume, Sträucher und Blumen, sondern auch Erde und Luft dufteten ordentlich vor Sonne unter so klarem schönem Himmel leben, ruhen und wehen zu können. Vor dem Thore der Residenz fanden die beiden Reiter eine Equipage, den Reisewagen des Barons, der für alle möglichen Fälle dorthin beordert war; glücklicher Weise aber hatte er keine Verwundeten aufzunehmen, weshalb dann nur der Baron Wenden, bei dem kleinen Wirthshause angekommen, wo der Wagen hielt, fröhlich aus dem Sattel sprang, seinen Freunde die Hand reichte, der ihm herzlich dankte, und sich dann von seinem Bedienten den warmen Mantel umgeben ließ, ehe er in den Wagen stieg.

„Wenn wir Alles vom richtigen Standpunkte betrachten,“

sprach hierauf Herr von Wenden lachend zum Schläge heraus, „so bin ich doch eigentlich an deinem ganzen Glück Schuld, und wenn einigcs Dankbarkeitsgefühl in dir wohnt, so hast du nichts Schleunigeres zu thun als für Kinder und Kindeskinde jene Scene malen zu lassen, wo ich dir — es ist noch nicht so lange her — meine Theorie vom Augenblick des Glücks auseinandersetzte.“

„Ja, ja,“ rief Major Fernow fröhlich, „und als Pendant der andere Augenblick des Glücks, wo ich beinahe in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, dich im großen Audienzsaale des Schlosses zu verhaften — alles Augenblicke des Glücks.“

„Nun, es hat besser geendet, als ich gehofft; wenn meine Mission vollkommen reussirt,“ setzte er mit großer Wichtigkeit hinzu, „und —“

„die Copien einiger der Sterne, die dort eben am Abendhimmel sichtbar werden, auf deinem Fracke glänzen, so wirst du mir zurückkommend sagen: das Gefühl von einer schweren Krankheit zu genesen, ist ein außerordentlich angenehmes.“

„Aber eine solche Krankheit selbst!“ seufzte der Kammerherr, während sein Postillon in den Sattel kletterte, „die kann oftmals traurige Folgen haben.“

„Du erschreckst mich!“ rief Herr von Fernow in einigermaßen ironischem Tone und mit einem fast spöttischen Lächeln, denn er wußte, was kommen würde. „Soltest du wirklich —“

„Ich nicht, aber ich befürchte, jenes arme junge Mädchen hat in ihrer Zuneigung für mich die Sache ernsthafter genommen, als mir lieb ist.“

„Darüber kannst du dich vollkommen beruhigen,“ entgegnete der Major, indem er sich Mühe gab, nicht laut hinauszulachen. „Aus der allerbesten Quelle weiß ich, daß sie sich über deinen Verlust vollkommen getröstet und im Begriff steht, sich mit einer älteren Liebe zu verheirathen. Ich kann dich auch versichern, daß ich mich der jungen Leute annehmen und alles Mögliche zu ihrem ferneren Fortkommen thun werde.“

Dieses Versprechen schien dem neuen Legationsrath eine Centnerlast vom Herzen zu nehmen, und es war in der That komisch anzusehen, wie er mit einer affectirten Nührung seine beiden Hände zum Wagen Schlag hinausstreckte, um die Rechte des Freundes nochmals zu drücken.

„Nun aber mache, daß du fortkommst!“ rief dieser, „du solltest schon um sieben Uhr abreisen, ich will deine Freundschaft für mich nicht mißbrauchen. — Leb wohl!“

„Leb wohl, lieber Fernow! und denke mein bei deinem nächsten Augenblicke des Glücks.“

Dahin rollte der Wagen, der Major blickte ihm ein paar Minuten lang nach, dann wandte er sein Pferd, nicht um nach der Stadt zurückzukehren, sondern um in einem animirten Jagdgalopp die Straße nach Eschenburg zu verfolgen.

Was mochte er dort suchen? — Ah! gewiß jene Equi-

pagen, die ihm nach einer kleinen halben Stunde entgegen rollten. Er ließ den Wagen des Regenten, worin dieser mit der Prinzessin Elise saß, ehrfurchtsvoll vorbei passiren und zwang sein unruhig gewordenes Pferd alsdann dicht an den Schlag der nachfolgenden Kalesche hinan, aus dem sich ihm eine kleine Hand entgegenstreckte, die mit raschem ängstlichem Druck seine Finger umspannte.

„So ist es wahr?“ fragte Helene von Ripperda mit zitternder Stimme, „Sie haben sich geschlagen? Sind Sie verwundet?“

„Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete lachend Herr von Fernow. „Se. Excellenz der Oberstjägermeister, Baron von Rigoll und ich, wir trennten uns unter einigen Freundschaften, welche die vortreffliche Wirkung hatten, daß wir ohne Groll von einander schieden, und daß künftig Keiner mehr den Andern um seine Augenblicke des Glücks beneiden wird. — Und an Augenblicken des Glücks,“ setzte er mit sanfter Stimme hinzu, indem er sich gegen die Kalesche hinab beugte, „soll es uns doch wahrlich nicht fehlen. Nicht wahr, meine geliebte Helene?“

Sie antwortete nicht, aber er fühlte den leichten Druck ihrer Finger, mit denen sie seine Hand umschlossen hielt.

Und so zogen die beiden glücklichen Menschen dahin am würzigen Frühlingsabend unter Sterneglimmer, Blüthenschnee und Nachtigallenschlag. Waren das nicht schon wieder Augenblicke des Glücks?

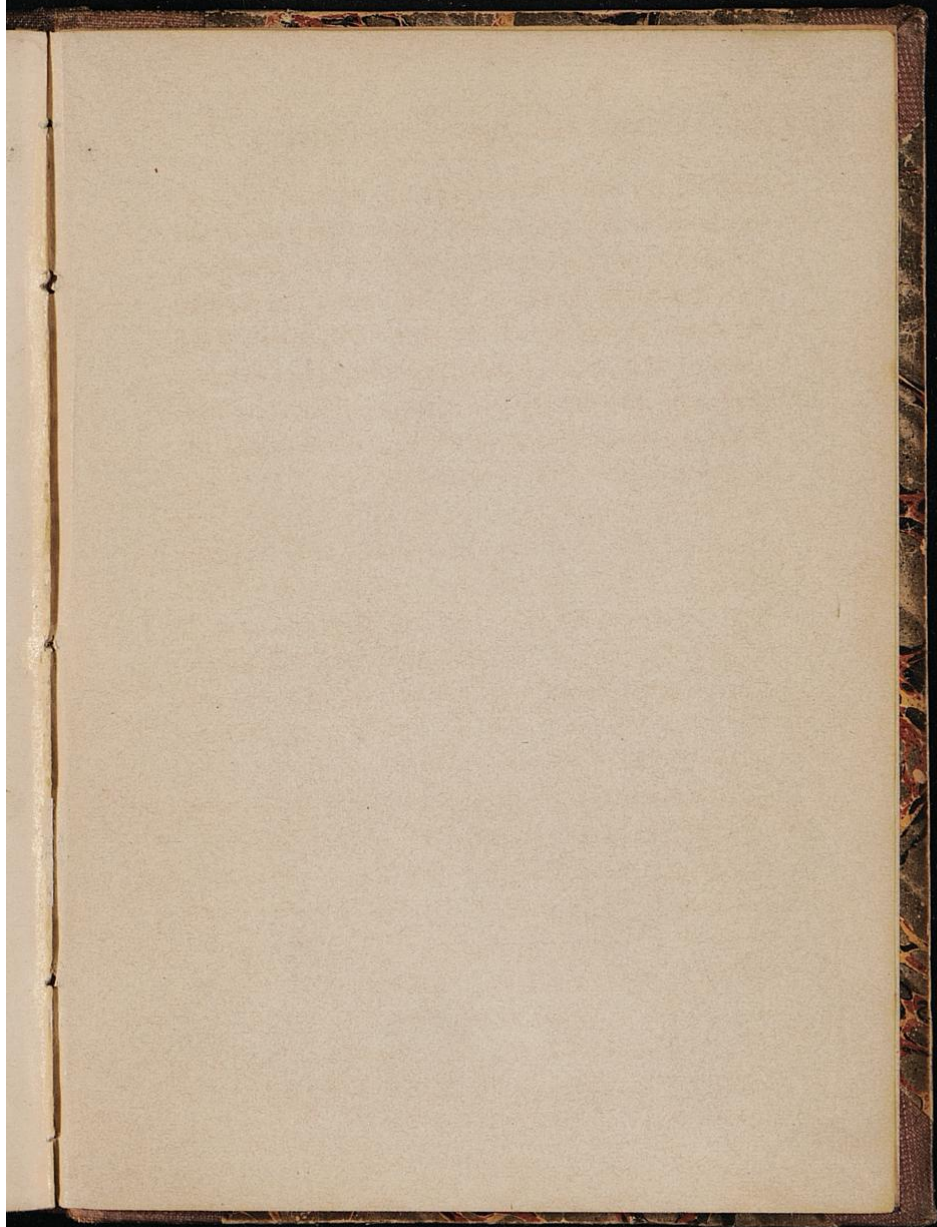
Ja, Herr von Fernow war glücklich und gedachte gern derer, die es minder waren; deßhalb vergaß er auch später nicht jenes Mannes, den er Abends auf der Terrasse des Schloßgartens gefunden, und mit welchem er sich über Leuchtkäfer unterhalten. Er verschaffte dem wackern Künstler die gute Stelle eines Aufsehers des herzoglichen Kupferstichtabinet, und als dies Heinrich Böhler seiner Mutter mittheilte, und Beide hierauf zur Wittve Weiher hinabstiegen, um sie von diesem Glück in Kenntniß zu setzen, da machte Frau Weiher dem ehemaligen Photographen zum ersten Mal einen tiefen Knix. Rosa aber warf sich an die Brust ihres Bräutigams und sagte ihm unter vielen andern Dingen: „Weißt du noch, Heinrich, wie du an jenem Abend mit kummervollem Herzen in den Schloßgarten liefest und jenen Herrn triffst, von dem du mir sagtest, er sei so freundlich für dich gewesen, und dem wir jetzt Alles verdanken?“

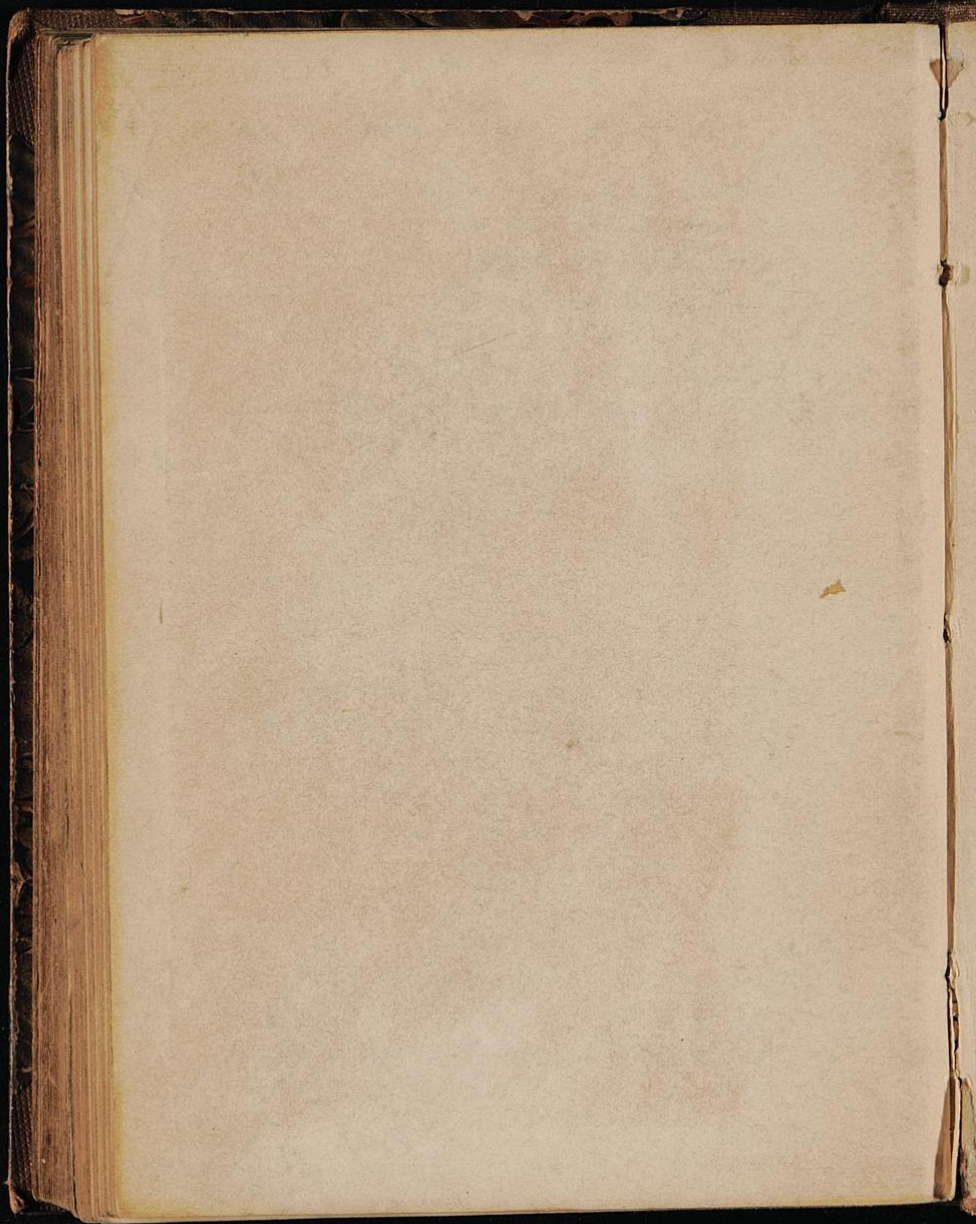
„Ja, das war ein segensreicher Augenblick,“ fuhr das junge Mädchen fort, indem sie innig und herzlich in die Augen des Mannes schaute, den sie liebte. „Es war jener Augenblick, von dem wir nimmer geglaubt, daß er auch uns einmal erscheinen werde, und von dem deine Mutter doch oftmals gesagt, daß er wenigstens einmal in jedem Menschenleben einträte, der Augenblick des Glücks.“

Was nun Herrn Krimpf anbelangte, so hatte ihm Heinrich Böhler den ganzen Photographen-Apparat überlassen, und der kleine Maler half sich damit fort, wenn

auch auf eine etwas seltsame Art. Er fand nämlich einen Kunsthändler, für den er eine Gallerie von Abnormitäten und Häßlichkeiten des menschlichen Geschlechts zusammenstellte, eine in ihrer Art ergötzliche Sammlung, worin das Portrait des Künstlers selbst in den schauerlichsten Verzerrungen häufig genug vorkam. Doch wurde Herr Krimpf sehr menschenscheu, ließ sich selten vor der Welt sehen, und wenn dies geschah, blickte er Allen, mit denen er zusammentam, mit einem Ausdrucke des Hasses und Mißtrauens in die Augen; nur wenn er allein war, konnte er sich einer seltsamen Lustigkeit hingeben, und da hörte man ihn wohl stundenlang den Refrain eines unbekanntes Liedes singen: „Chantons, buvons, traleralera.“

So sind wir denn, theurer und geneigter Leser, am Schlusse unserer Geschichte angekommen, und wenn wir uns hiermit von dir verabschieden, so thun wir es in der Hoffnung, daß du in derselben irgend etwas gefunden, was dich erfreut und dein Interesse erregt. Dürfen wir in dieser Voraussetzung glauben, daß die Ueberschrift des ersten Kapitels nicht wie der gewisse rothe Faden durch unsere ganze Arbeit läuft, so ist uns das eine süße Belohnung, und wir wollen dir dann die Versicherung geben, daß wir den Augenblick, wo wir zur vorliegenden Erzählung die Feder angelegt, für einen guten Augenblick erklären, für — —
einen Augenblick des Glücks.





Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black



